Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 9 (1923)
Heft: 52

Anhang: Die Lehrerin : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

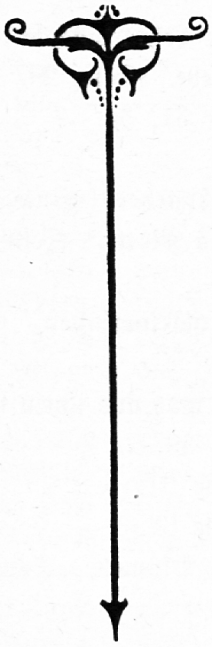
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

1923

IX. Jahrgang



Aktien-Gesellschaft Graphische Anstalt Otto Walter, Olten

Inhaltsverzeichnis

Die Führerin. Seite 1.
Blut und Wunden. Seite 2, 7.
Herz-Jesu-Verehrung. Seite 4.
Die Assistentin. Seite 5.
Wie kann die Schule die Erstkläßler am zweckmäßigsten schonen? Seite 8.
Jugendlektüre, ihre Förderung und Kontrolle. Seite 9, 16, 21.
Die Mutter. Seite 13.
Erinnerungen an Oberammergau. Seite 14.
Hin zu Maria. Seite 18.
Der Fleißzettel. Seite 19, 22.
Das Interesse. Seite 23.
Von den Schicksalen einer Lehrerinnenschrift. Seite 26, 30, 38.
Und das Höchste ist die Liebe. Seite 29.
Zehn Jahre später. Seite 31, 34.
Das Erzählen. Seite 36.
Christus als Vorbild der Erzieher. Seite 37, 46, 51, 55.
Von Frau Mutter Carmela Motta. Seite 45.
Nach Lourdes. Seite 49.
Von unsern wackern Kindergärtnerinnen. Seite 53.
Unsere Schulstube. Seite 53.
Unvergeßliche Schüler und was aus ihnen wurde. Seite 57.
Mein Sorgenkind. Seite 59.
Das Ehrenplätzchen. Seite 61.
Schule und Liturgie. Seite 62.
Es gibt Menschen wie die Blumen. Seite 64.

9. Jahrgang. Nr. 1. 18. Januar 1923.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Lehrerin, Ruswil (Kt. Luzern)

Inhalt: Die Führerin. — Blut und Wunden. — Totenglöcklein. — Herz-Jesu-Verehrung. — Schulnachrichten.

Die Führerin.

Wer jemanden führen will, muß des Weges kundig, der Gefahren bewußt und des Zieles sicher sein. Je zuverlässiger der Führer ist, desto ruhiger vertraut man sich ihm an.

Die Lehrerin muß sein eine Führerin. Wohin? — Zum irdischen und ewigen Glück. Nie verliert sie dieses Doppelziel aus dem Auge. Sie weiß, ja sie erfährt es an sich selber, wie das Menschenherz hungert nach Freude und Glück, weiß aber auch, daß Erdenglück allein noch nicht befriedigen kann; denn „Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in Gott.“

Wer vertraut sich ihrer Führung an? Vor allem die ihr übergebenen Kinder. Diese sind auf dem Wandergang durch ihr junges Leben noch so unbeständig und unsicher. Sie wollen zwar den rechten Weg gehen, den der Gebote, Vorschriften, und Verordnungen! Aber wie schwach ist der Wille noch. Wie zahlreich sind die Mißtritte der kleinen Füße! Und wie oft fallen die unvorsichtigen, arglosen Wanderer, weil sie sich der Gefahren und Hindernisse nicht bewußt sind! Ja, es geht eines sogar vom rechten Wege ab, verirrt sich in die Dornen und es ist keine Mutter da, die ihm die starke Hand reicht, es warnt, stützt und festhält. Die Lehrerin aber, sie ist da und sie vergißt nicht ihres Führeramtes. Keines der Kinder ist ihr gleichgültig. Keines läßt sie los, ja, es ist, als habe sie für jedes eine besondere Hand und als lese sie in den jungen Seelen und kenne die Ursachen der Mißtritte und Verirrungen. Wohl kann sich ein Kind von ihr losreißen und widerspenstig seine Wege gehen; aber ihrem wachsamen Auge kann es nicht entrinnen. Sie läßt sich nicht entmutigen; sie geht ihm nach, spricht mit ihm allein. — Es sind Worte der Liebe, der Wehmut und nie versagenden Güte. Die Kinder fühlen's aber in der Regel heraus, daß die Lehrerin es mit ihnen gut meint und daß sie alle zum Glücke führen will. Sie merken auch bald, wo sie die Kraft und Liebe und Güte und Geduld zu ihrer Pflichterfüllung holt. Und sie erwägen auch, daß sie es ernst nimmt mit ihrer Verantwortung. „Die Lehrerin muß uns halt strafen, wenn wir nicht folgen, sonst straft der liebe Gott dann sie,“ sagte einst ein kleiner Knabe. Es ist dies ein gewichtiger Umstand bei der Führung der Kinder. Wenn sie sich überzeugen, daß die Lehrerin ihrer hohen Pflicht und Verantwortung getreu handelt, so lassen sie sich auch williger führen. Daß die Lehrerin ihretwegen zu schwerer Rechenschaft gezogen oder gar von Gott bestraft werde, sie, die ihnen so viel Liebe schenkt, das wollen sie nicht, auch die leichtsinnigsten nicht.

Manchem Kinde bleibt die Lehrerin auch dann noch Führerin, wenn es der Schule entlassen ist, nicht nur in dem Sinne, daß es ihre Worte dankbar behält und befolgt. Nein, es hat vielleicht niemanden, der ihm auf die Fragen der spätern Lebensschule Antwort gibt, niemanden, der ihm zur Erreichung seines Berufes die Wege bahnt — ihm aus gefährlicher Umgebung heraushilft — ihm eine gute Stelle sucht; aber es hat noch seine einstige Lehrerin. Die kann und wird ihm raten, helfen, wird ihm Führerin sein, und zu ihr nimmt es Zuflucht. Wird sie es erhören? Ohne Bedenken! Auch ihm reicht sie die helfende Hand und schenkt ihm von ihrer edlen, im Herzen Jesu grünenden Liebe. Damit ist die Reihe derer, die der führenden Hand einer Lehrerin bedürfen, noch nicht abgeschlossen. Es kommen noch die Verirrten, Gefallenen, die ihren Ehrenkranz vertändelt oder gar verloren haben. Die kurzsichtige, lieblose Welt geht mit absichtlichem Uebersehen oder mit verachtendem Blick an ihnen vorüber. Sie ist so schnell bereit, „den Stein“ auf sie zu werfen. Sie erwägt nicht, in was für Gefahren und Versuchungen — nach was für einer traurigen Kinderzeit — unter was für erblicher Belastung sie gefallen sind. — Ist niemand da, der den Gesunkenen die Hand zum Aufstehen reicht, sie auf die Wege neuen Lebens führt, sie vielleicht in stiller Abendstunde zu einem Beichtstuhl begleitet? Niemand, der noch an den „guten Faden“ in ihnen glaubt? — Doch! Die Lehrerin mit ihrem weitsichtigen Blick wird das Unglück,

Weh und Leid eines solch armen Wesens verstehen. Hinschauend auf Christus, der auch die ärmsten Sünder mit liebendem Erbarmen aufnahm, wird sie ihm gütig die Hand bieten, es trösten und ihm Führerin werden zurück zu Gott, zurück zu einem braven Lebenswandel. Ein zerstörtes Menschenglück wieder aufbauen helfen, eine Seele für den Himmel retten, welch herrlicher Gewinn!

Blut und Wunden.

Lehrübung für die Haushaltungskunde von J. B.

Aus der Behandlung des Gedichtes „Der Kosak" ergibt sich im Anschluß daran für die Schülerinnen der 7. Klasse leicht eine kurze Besprechung über Blutungen und Wunden. Um aber das nötige Verständnis zu erzielen, ist entsprechendes Tabellenmaterial (vergl. Tabellen von Oskar Bernard, Samaden) oder wenigstens Skizzieren an die Wandtafel, am besten mit farbiger Kreide, durchaus notwendig.

1. Stunde. Vorbereitung. In der zweiten Strophe des Gedichtes „Der Kosak" lasen wir, die russischen Soldaten seien alle verwundet gewesen. „Da ihrer jedem eine Wunde floß". — Was für eine erste Notwendigkeit ergab sich demnach für sie? Sie mußten die Wunden verbinden. Einige besaßen vielleicht Verbandstoff, andere benützten wohl ihr Taschentuch oder Teile ihrer Bekleidung. — Warum mußten sie ihre Verletzungen verbinden? Sich selbst hatten sie vor Blutverlust, die Wunden aber vor Verunreinigungen zu schützen. — Wie hättet ihr euch zu verhalten bei schwerer Schädigung mit Feldgeräten, mit dem Brot- oder Zerlegmesser, beim Holzkleinmachen zu Hause? Vor allem müßte die Blutung gestillt werden. — Aber wie?

Zielangabe: Damit ihr nun bei plötzlichem Unfall, statt den Kopf zu verlieren, rasch helfend eingreifen lernt, wollen wir miteinander besprechen, wie bei solchen Gelegenheiten vorzugehen ist. Um aber das alles recht zu verstehen, müßt ihr heute zuerst den Kreislauf des Blutes wenigstens der Hauptsache nach kennen lernen.

Darbietung: 1. Was ist das Blut? Es ist eine rote Flüssigkeit, die unsern ganzen Körper durchströmt. Ja, sie enthält Eiweiß und Salze. Eigentlich setzt sie sich aus zwei Bestandteilen zusammen: aus dem Blutwasser und dem Blutkörperchen. Deren gibt es wieder weiße und rote. Die ersteren enthalten Eiweiß (die Bezeichnungen: Eiweiß, Eisen, Sauerstoff, Kohlensäure etc. sind den Schülerinnen schon aus der Haushaltungskunde bekannt), die andern Eisen. Dieses verleiht dem Blute die rote Farbe und entzieht der Luft den Sauerstoff, den es an die weißen Körperchen abgibt. Wer nennt mir noch eine weitere Eigenschaft des Blutes? Es gerinnt leicht. — Vorteil? Ueber kleinen Wunden bildet sich rasch eine Kruste, gleichsam ein natürlicher Verband. — Wiederholung. Zusammenfassung. Merkwort an die Wandtafel: 1. Bestandteile und Eigenschaften des Blutes. Was seht ihr auf der Tabelle? Das Herz in roter und blauer Farbe, große Aderstämme, ebenfalls in Rot und Blau. — Was bemerkt ihr noch Eigentümliches am Herzen? Es ist etwas gegen die linke Seite geneigt und in verschiedene Abteilungen eingeteilt. — Ja, da haben wir eine rechte und eine linke Vor- und desgleichen eine rechte und eine linke Herzkammer. Vor- und Herzkammern sind durch Klappen miteinander verbunden. Welche Aufgabe mag nun dem Herzen zufallen? Durch regelmäßiges Zusammenziehen und Ausdehnen (Schlagen) drängt es das Blut in den Körper hinaus. — Wiederholung: Was ist das Herz? Wie heißen die einzelnen Teile? Wodurch sind diese voneinander abgeschieden? — miteinander verbunden? Merkwort: 2. Einrichtung und Zweck des Herzens.

3. Nun seht ihr aus der linken Herzkammer einen starken Aderstamm aufsteigen. Das ist die große Schlagader oder Aorta (das Wort an die Tafel schreiben!). Sie verzweigt sich in mehrere dünnere Stämme, in feine Adern und feinste Haargefäße. Solche durchziehen alle Stellen unseres Körpers, Nägel und Haare ausgenommen. Was erklärt euch das? Wir können uns verletzen, wo immer es sein mag, stets wird die Wunde bluten. — Warum nennen wir die feinsten Aederchen Haargefäße? Sie sind so fein wie die Haare. Auf seinem Wege durch den Körper wird das reine und darum hellrote Blut mit Kohlenstoff beladen und dadurch dunkel gefärbt, verunreinigt. Es sammelt sich nun wieder in zwei Hauptstämmen, welche es — der eine aus Rumpf und Beinen, der andere aus Kopf und Armen — in den rechten Vorhof führen. Damit ist der große Kreislauf abgeschlossen. Wir unterscheiden aber noch einen zweiten, kleinen. Aus dem rechten Vorhof dringt das verunreinigte Blut in die rechte Herzkammer und von dieser in die beiden Lungenflügel. In den feinen Lungenbläschen entziehen nun die roten Blutkörperchen der eingeatmeten Luft den Sauerstoff. Mit dem Kohlenstoff der weißen Körperchen verbrennt dieser zu Kohlensäure, welche wir ausatmen. Durch diesen Vorgang ist das Blut wieder gereinigt, wieder hellrot geworden. Es fließt nun in die linke Vor- und von dieser in die linke Herzkammer zurück, wo es den großen Kreislauf von neuem beginnt. — Mehrfaches Wiederholen und Zeigen auf der Tabelle durch verschiedene Schülerinnen, bis keine Ver-

wechslung mehr vorkommt. Merkwort an die Tafel: 3. Großer Kreislauf durch Rumpf und Glieder; kleiner mit Reinigung des Blutes in der Lunge.

4. Jetzt werdet ihr auch die Farben auf der Tabelle erklären können. Was bedeutet die rote Stelle? — was die blaue? (die bläulich durchscheinenden Adern auf dem Handrücken, an der Stirne etc.). Die Kanäle mit reinem hellrotem Blut heißen auch Schlagadern oder Arterien (an die Tafel schreiben!), die mit dunklem Blutadern oder Venen. — Warum der Name Schlagadern? Durch das Schlagen des Herzens wird das Blut in ihnen stoßweise fortgetrieben. — In welchen der beiden Arten wird es rascher kreisen? In den Arterien, weil es vom Herzen aus immer neuen Antrieb (Puls) erhält. Was ist demnach gefährlicher, die Verletzung einer Schlag- oder einer Blutader? Die der Arterien? — Da hat der weise Schöpfer auch wieder recht väterlich gesorgt; denn die Schlagadern liegen alle tiefer als die Venen und sind meist durch Muskeln oder Knochen geschützt. Auch haben sie dicke elastische Wände. — Wiederholung: Was für Blut enthalten die Puls- oder Schlagadern? — Die Blutadern? — Wie benennt man diese mit fremder Bezeichnung? — Welchen Zweck haben die Arterien? — Die Venen? — Besondere Eigentümlichkeiten der Schlagadern? — Merkwort: die Blutkanäle.

Vertiefung: a) Die ganze Besprechung wird an Hand der Tabelle oder Zeichnung und der gebildeten Ueberschriften nochmals eingehend wiederholt; es ist auch im fernern Unterricht bei gegebener Gelegenheit immer wieder darauf zurückzugreifen. b) Die Mädchen haben die Darstellung des Kreislaufes auf Tafel oder Tabelle als stille Beschäftigung mit Farbenstiften in das Heft einzutragen, das sie für Aufzeichnungen aus der Haushaltungskunde anlegten. Ins gleiche Heft verarbeiten sie auch die an der Tafel stehenden Merkwörter durch Niederschreiben dessen, was ihnen in dieser Stunde zum geistigen Eigentum geworden. Die Resultate werden genau kontrolliert.

2. Stunde. Die nötigen vorbereitenden Anknüpfungspunkte für den neuen Lehrstoff liefert eine durch Fragen veranlaßte Wiedergabe des in der letzten Stunde Behandelten.

Zielangabe: Ihr kennt jetzt den Blutkreislauf und dessen Organe; aber ihr wißt immer noch nicht, wie ihr euch bei vorkommenden Blutungen zu verhalten hättet. Heute wollen wir das miteinander lernen.

Darbietung: 1. Was ist bei Verletzungen durchaus zu verhüten? Sie dürfen in keiner Weise verunreinigt werden. — Wodurch würde eine Verunreinigung bewirkt? Durch Berühren mit den Fingern, fremden Gegenständen, Auflegen blutstillender „Hausmittel", Anlegen unsauberer Verbände. — Folge davon? Es entstehen Eiterungen, bisweilen sogar Blutvergiftungen. — Merkt euch: Wunden dürfen weder berührt noch ausgewaschen werden. Blutgerinsel, Holz, Eisen oder Glassplitter sind nicht zu entfernen. Es ist dies Sache des Arztes. Die Kleider werden aufgeschnitten, nicht abgestreift. — Wiederholung und Zusammenfassung. Merkwort: Peinliches Reinhalten der Wunden.

2. Was muß bei vorkommenden Unfällen ferner verhindert werden? Großer Blutverlust; denn der Mensch wird dadurch entweder furchtbar geschwächt oder gar eine Beute des Todes. — Ein Erwachsener hat ungefähr 8—10 Kg. Blut. Der Verlust eines Pfundes kann schon schwere Ohnmacht zur Folge haben; bei vier Pfund ist das Leben gefährdet, bei fünf Pfund tritt der Tod ein. Wonach hat man sich bei Blutungen zu richten? Nach der Art und der Größe der Wunden. — Wie könnt ihr kleine Verletzungen selbst pflegen? Wir legen, ohne sie zu reinigen, etwas ganz reine Verbandgaze (Vulnoplast) darüber und verkleben alles mit einem Heftpflasterstreifen oder verbinden mit einer Mullbinde. — Wodurch weiß die sparsame Hausfrau die teuren Binden zu ersetzen? Sie hebt alte, verwaschene und darum weiche Leinwand sorgfältig und reinlich auf, um sie zu diesem Zwecke zu verwenden. — Wie können mäßige Blutungen gestillt werden? Durch Hochlagerung des verletzten Gliedes. — Wann ist ärztliche Hilfe heranzuziehen? Wunden von über zwei Centimeter Länge und zwei Millimeter Tiefe müssen der Behandlung durch den Arzt unterstellt werden. — Wiederholung und Zusammenfassung. Ueberschrift: Behandlung kleinerer Wunden. (Forts. folgt.)

Totenglöcklein.

Am 8. November 1922 starb in Aarau nach schwerem, mit größter Geduld ertragenem Leiden Hochw. Herr Pfarrer Ducret im Alter von erst 47 Jahren. Im lieben Verstorbenen vereinigte sich hohe Intelligenz, tiefes, allseitiges Wissen mit viel Herzensgüte und treuer Pflichterfüllung. Wir Lehrerinnen werden ihm, dem langjährigen gewandten Leiter unserer Generalkonferenzen stets ein dankbares Andenken bewahren. M. K.

*

Am 16. Dezember starb in Benken, im 72. Altersjahre, Creszentia Fäh, Arbeits-Inspizientin, eine liebe, treue Seele und eifriges Mitglied unseres Vereins.

Herz-Jesu-Verehrung.

Seit einer Reihe von Jahren — so erzählt eine Lehrerin — weihe ich meine jeweilige Klasse am Beginn des Schuljahres dem göttlichen Herzen Jesu. Die Erfolge waren wunderbar. Die Kinder machten mir im Lernen wie in sittlicher Beziehung Freude. Hie und da bekam ich recht zerrüttete, im Lernen weit zurückgebliebene Klassen, aber ich verzweifelte nicht, sondern wandte mich an das Herz des Heilandes und hielt auch die Kinder immer zur Verehrung des göttlichen Herzens an. Das heiligste Herz Jesu half jedesmal. Das Merkwürdigste, was mir passierte, ist, daß die Schulrevision in meiner Klasse stets am Freitag ist und daß sie bisher immer glänzend ausfiel und zwar während all der vergangenen Jahre. So belohnt das göttliche Herz Jesu ganz offensichtlich mein Vertrauen. Die Kreisschulräte haben gewechselt, aber der Freitag bleibt mein Revisionstag. Einer jungen Kollegin, die eine arg vernachlässigte Klasse bekommen hatte, und schon den Mut sinken lassen wollte, riet ich, die Klasse dem Herzen Jesu zu widmen. Sie tat es und es geht schon alles besser.

„Sendbote des göttl. Herzens Jesu".

Diese Notiz wurde von einem Religionslehrer freundlichst zugesandt mit dem Bemerken, dieselbe sei geeignet, manche Lehrerin auf die Herz-Jesu-Verehrung aufmerksam zu machen und sie zu bewegen, ähnliches zu tun. D. S.

Schulnachrichten.

Die **Sektion Aargau** versammelte sich am 22. November in Brugg. Als stellvertretender Referent für den erkrankten H. H. Höfliger, Sekretär des Missionsseminars in Wolhusen, gab H. H. Regens Dr. Schmid anregende Gedanken über Schule und Mission. Abgesehen davon, daß die Erzählungen über ferne Länder und Völker in den Kindern die gespannteste Aufmerksamkeit wach rufen und ihrem Geistesleben wertvolle Bereicherung bieten, ist uns mit dem Unterricht über das Missionsleben ein vortrefflicher Gesinnungsstoff erschlossen von hohen erzieherischen Werten. Beispiele aus dem Heldenleben der Missionäre, wie der Bekehrten, wirken veredelnd, regen an zur Selbstüberwindung, Genügsamkeit, selbstloser Nächstenliebe, zu wahrer Nachfolge Christi. Wir können in diesem Unterricht den Grund zu diesem Missionsberufe in eine Kinderseele legen oder doch die Begeisterung zu eifriger Sammeltätigkeit.

Da die kathol. Missionen durch das Vordringen anderer Religionen heute mehr als je gefährdet scheinen und auch im Weltkrieg stark gelitten haben, ist es für die Schule eine Schuldigkeit, den Boden bereiten zu helfen, daraus Missionäre und Missionärinnen sprießen, damit der Heilandsruf erfüllt werde: „Gehet hin und lehret alle Völker."

Sektion St. Gallen. Ende August sprach der hochw. Herr Präfekt Dr. K. Rohner aus Immensee in den Kreisversammlungen der Sektion St. Gallus in Sargans, Rorschach und Lichtensteig über „Christus, unser großes Vorbild."

Ausgehend von Christi übernatürlicher Auffassung der Erziehung — alles hinrichten zum Vater — lenkt der hochw. Hr. Referent auf die Forderungen hin, die der Herr in seinen Erziehungszielen aufstellt. Gehorsam, und damit die Erziehung zur Ehrfurcht, ist die 1. Forderung. Aus der Liebe und dem Vertrauen zum Vater muß alles Gelingen herauswachsen. Also den Kindern ja keine zu große Angst vor Gott einflößen; denn wer Angst hat, ist unvollkommen in der Liebe.

In seinen Eigenschaften als Erzieher ist Christus in erster Linie unser Vorbild. Daß doch der Herr auch immer mehr unser Lehrer werde in seiner alles beherrschenden Ruhe. Ahmen wir ihn nach in seiner Noblesse und Zartheit. Wenn wir so unter Gottes Gnade aussäen und treu des Heilandes Schülerinnen sind, wird es auch von uns einst heißen: Und sie brachten ihre Kinder zu Jesus.

Nach einem Bericht über die Hauptversammlung in Schwyz empfahl die Präsidentin zur richtigen Einstellung zur Statutenrevision das Studium des Buches „Franz Borja" von O. Karrer. Dem Wunsche des hochw. Hrn. Referenten, es möge jede der Anwesenden ein ihr wünschenswertes Thema für einen spätern Vortrag aufschreiben, wurde mit Freude entsprochen.

Am 26. Oktober fand sich der Kreis Rheintal-Wil in St. Gallen zusammen, um denselben hochw. Herrn Referenten über die Erziehung zur Frau zu hören. — Jesus bei Maria und Martha ist das Bild, von dem aus er die frauliche Veranlagung und Begabung zeichnet und hinweist auf die Frauengefahren, die sich aus ihren guten und vortrefflichen Anlagen von selbst ergeben. Aber auch die Frauengaben, die da sind: Reinheit, Innerlichkeit und Liebe, belichtet er und überzeugt, daß gerade da die Mädchenerziehung einzusetzen habe. Mittel dazu: Kampf gegen die Schlecksucht — hohe Selbsteinschätzung durch das Bewußtsein, in der Reinheit ein Stück Königtum zu besitzen — Selbstkontrolle der Aussage — Kampf gegen das Wählerische im Umgang — häusliche Arbeit — fester Halt an Christus, der allein die Frau erhoben hat und ohne den sie sinkt.

Der Vortrag klang aus in einem Hohelied über das herrlichste und schönste Frauenideal, Maria, die Jungfrau und Mutter.

Oft ist die größte Tat, die verlangt wird, die ausharrende Geduld. Paulina Herber.

Der Vorstand unserer Krankenkasse bleibt bis auf weiteres bestehen.

9. Jahrgang. Nr. 2. 15. Februar 1923.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Lehrerin, Ruswil (Kt. Luzern)

Inhalt: Die Assistentin. — Blut u. Wunden (Schluß). — Wie kann die Schule die Erstkläßler am zweckmäßigsten schonen? — Die Jugendlektüre, ihre Förderung und Kontrolle. — Vereinsnachrichten. — Mis Müeterli.

Die Assistentin.

Von Anna Sartory.

Das war nun wieder einmal einer von den Fällen, die der sachliche Herr Doktor der Rechte und Staatswissenschaften in die Mappe „Erledigt“ zu sortieren pflegte: das Kind unter amtlicher Vormundschaft; der Vater zwar so gut wie ermittelt, aber doch nicht zahlungspflichtig, weil er die nötigen Freunde zur Entlastung vor dem Gericht hatte beibringen können; die Mutter, zweiundzwanzigjährig, reulos, nach verbüßter Haft in erhöhter Eleganz und Feinheit gekleidet, ungeniert, in freier Bewegung und neuen Bekanntschaften sich ergehend. Sie mußte einfach der Polizei zur unauffälligen Beaufsichtigung gemeldet werden, würde früher oder später wieder in Anklage stehen, aber das ging ihn augenblicklich nichts mehr an; für jetzt war der Fall erledigt.

Es blieb weiter nichts mehr zu tun, als die Assistentin wohlwollend davor zu warnen, ihre bekannte und durchaus nicht amtsmäßig zurückhaltende Güte an diese Person zu verschwenden. Und diese Warnung ließ der Herr Doktor denn auch in gemessenem Vorgesetztenstil an Fräulein Gilden ergehen. Nun hatte er wirklich alles getan, was von ihm verlangt werden konnte. Der Fall war pünktlich erledigt.

Fräulein Gilden saß in ihrem Arbeitszimmer und ordnete die Rapporte, als der Zettel mit der vorsorglichen Weisung des Herrn Chefs ihr überbracht wurde. Sie las ihn und steckte ihn zu sich; dann ordnete sie weiter an den Rapporten. So viel amtliche Disziplin hatte sie sich nun schon angeeignet, daß sie nicht von der Ausführung einer Arbeit durch das Dazwischenkommen einer andern Angelegenheit unnötigerweise sich ablenken ließ.

Aber die rein bürokratische Beschäftigung, der sie eben oblag, hindert nicht, daß die drastischen Worte des Chefs sie wie Springkugeln umhüpften: „Mühen Sie sich nicht weiter um die Person, an der ist Hopfen und Malz verloren.“

Sie hatte die „Person“ auch gesehen. Es stand ihr noch zum Greifen klar in der Erinnerung, wie bestimmt dieses Mädchen den einen einzigen Namen als den des Miturhebers des ihr zur Last gelegten kleinen Lebens genannt hatte. Nur einmal. Dann war der Mund, den trotz seiner Jugendlichkeit ein scharfer Zug des Stolzes umschnitt, verschlossen geblieben. Er hatte sich nur noch verzogen zu einem unsagbar verächtlichen Lächeln. Das war, als die von dem Beschuldigten beigebrachten Freunde das von ihm gewollte Zeugnis ablegten, daß auch sie mit Lolit Morman vertraulich gewesen seien.

Ob sie ihre Aussage eidlich bestätigen wolle, war die junge Mutter darauf gefragt worden. Aber sie hatte mit dem gleichen verächtlichen Lächeln und einer stummen Bewegung verneint. Die befreundeten Herren hatten sich befriedigt angesehen und waren dann entlassen, Lolit Morman allein der Strafe und der Pflicht an dem Kinde schuldig erkannt worden.

„Justitia moralis virilis“, hatte sie, nach dessen Rufnamen befragt, geantwortet und den Zuspruch des Richters mit demselben zynischen Lächeln wie die Zeugenaussagen erwidert.

Die amtierenden Herren waren entrüstet über des Mädchens Unverfrorenheit, wie sie ihr Gebaren nannten, und dieser Entrüstung mochte auch die Mahnung des Herrn Doktors der Rechte und Staatswissenschaften an seine Assistentin Fräulein Gilden entsprungen sein.

Für diese war der Fall nicht „erledigt“. Zwar hatte sie für die kleine Morman Justitia — in die Rapportliste durfte nur dieser Name ohne weitere Beifügung eingetragen werden — ein gutes Plätzchen bei zuverlässigen Pflegeeltern gefunden. Lolit Morman hatte ihre Strafe verbüßt und führte das Leben, das sie früher oder später wieder vor den Richter bringen mußte. Aber vorderhand lag keine amtliche Veranlassung vor, sie zu belästigen, für die Assistentin schon gar nicht, denn das Kostgeld für ihr Kind entrichtete sie pünktlich; Besuche bei dem-

selben hatten die Pflegeeltern als nicht erwünscht erklärt. Es war alles in Ordnung.

Und doch hatte Fräulein Gilden keine Ruhe; ja seit dem Empfang des Zettels vom Herrn Chef noch weniger als vorher. Der wog in ihrer Rechten wie das Gewicht der beiden Gesetzestafeln in den Händen des Moses mag gewuchtet haben. Und wie Moses im Tanz der Israeliten den furchtbaren Frevel wider Jehova, so sah sie in den Irrgängen Lolit Mormans, in denen sie instinktiv eine bewußte, verführungsfrohe Rache der jugendlichen Verratenen und Abgeurteilten erkannte, die entsetzliche Macht der fremden Sünde in grauenhafter Verknäuelung, deren innerste unseligste Seele die des gefallenen Mädchens war.

Die Angelegenheit ging ihr näher, als man nach den etwas eiligen und in unabgetönter Formung hingeschriebenen Buchstaben in ihrem Rapport hätte schließen können. Vielleicht auch — wer kennt all die heimlichen Oppositionen, die im Innern eines Menschen nur auf die kleinste Herausforderung von außen warten — vielleicht hatte gerade das abschließende Urteil des Doktors der Rechte sie aufgereizt zu eigenmächtigem Prüfen und Wägen. Jedenfalls sah sie in dem verachteten Mädchen noch etwas mehr als den amtlichen „Fall". Denn sie war eine tiefe Frauennatur, die oft furchtbar schwer an ihrem Amte trug, weil sie es in seiner ganzen Abgründigkeit erfaßte und bewußt das Herz in sich jenen Teil daran mittragen ließ, obwohl sie sich ein Gewöhnen an diese Menschlichkeiten längst schon aneignen und damit alles in eine glattere, mehr geschäftliche Bahn hätte bringen können.

Und sie war Christin. Sie sah in jedem der vielen armen Kindchen, von denen so selten eins vom Vater freiwillig anerkannt, von der Mutter auch nur mit freundlichem Blick, geschweige denn mit liebem Lächeln begrüßt wurde, sie sah in jedem dieser leichtfertig gerufenen und noch leichtfertiger verstoßenen Geschöpfchen die unsterbliche Seele, den Hauch Gottes, der einst wieder zu Gott heimkommen muß. Sie glaubte an diesen Hauch Gottes auch in jeder der irregegangenen Mütter, mochten diese nun selber ihr Entgleistsein und Zurückmüssen empfinden oder im Leichtsinn der Oberflächlichkeit, im trotzigen Widerstand gegen die selbstgerechte Verachtung von seiten Niegefallener, aber auch Nieversuchter, in verächtlichem Achselzucken über die Doppelspurigkeit der öffentlichen Moral oder in zynischem Lächeln über die Gerechtigkeit der staatlichen Gesetze sich die Freiheit der Geächteten nehmen: der Menschen Spotten und Gottes nicht mehr gedenken.

Sie dachte dieser auch in Lolit Morman wohnenden, eingekerkerten Seele. Sie fragte sich, wie es dieser zumut sein möge in der Umgebung, in die das unglückliche Mädchen sie trug, in der Gesellschaft, zu der es täglich sie zwang, in dem grenzenlosen Hunger, den diese arme Seele leiden mußte.

Das Mitleid drängte sie, daß sie ein Kärtchen — mit überlegender Sorgfalt nahm sie ein ganz reines, weißes mit angepaßtem Couvert — an die elegante, junge Dame schrieb und sie höflich einlud, auf den nächsten Abend zu ihr in die Wohnung zu kommen.

Im Hause Fräulein Gildens war man gewohnt, Gäste von der Art der eben Eingeladenen erscheinen zu sehen. Konnte man sich auch nicht in jedem Fall dafür begeistern, so war man doch edel genug, solche Besuche nicht zu hemmen und sie mit der Höflichkeit wirklichen Vornehmseins zu empfangen.

Als Lolit Morman zur bestimmten Zeit kam, empfing Fräulein Gilden sie selber an der Wohnungstür und geleitete sie in den Salon. Fast übereinfach erschienen ihre weiße Hemdbluse, der schwarze Rock und die Boxcalf-Schnürhalbschuhe im Vergleich zu dem duftig weichen, spitzenreichen und spitzenfeinen Kleidchen, das die Besitzerin trug, kurz genug, um die seidenen Florstrümpfe über den weißen Halbschühchen aus geschmeidigem Chevraux in wirksame Geltung kommen zu lassen.

Mit einer feinen Handbewegung lud Fräulein Gilden ihren Gast zum Sitzen ein, fragte nach dem Ergehen, redete ein paar freundliche Worte von dem Kindchen, hörte Lolit Mormans gewandte Unterhaltung über das Neueste in Weldons und Dernier Cri — und sprach mit einemmal mit ruhiger Stimme und suchendem Ton von der armen, hungrigen Seele, die sich trotz allem und allem nach etwas Besserem und Tieferem sehne als nach dem, was ihr bis jetzt geboten worden sei.

Da brach Lolit Morman in Weinen aus. Schütternd wie eine Sturzflut und anhaltend wie ein befruchtender Regen war dieses Weinen.

Fräulein Gilden aber schwieg. Nun die Gesuchte selber ihr Recht in dem Mädchen geltend machte und derart schmerzvoll Antwort gab, brauchte sie nicht weiterreden. Ruhig ließ sie die Weinende gewähren. Mochte sich das lang zurückgeschlagene Leid, das lang verleugnete Elend der verneinten, mißhandelten Seele nun ausgießen und ausströmen. Mit demselben verströmte auch ihr grimmigster Peiniger und Würger, der Stolz, der bisher jedes Eingeständnis ihres traurigen Zustands in Lolit Morman erstickt und erschlagen hatte auch dann, wenn es nach durchtollten Nächten und verpraßten Tagen mit elementarer Wucht und Gewalt in ihr sich erhob und ihre Einsamkeit durchschreien wollte.

Nur keine Schwäche! Nur keine Feigheit! so hatte Lolit sich selber in solchen Augenblicken immer wieder aufgepeitscht. Nein, eine zusammengebrochene Büßerin, das wollte sie nicht sein. Hatte sie erst irrend gefehlt und hatte sie, verraten, die ganze Schuld allein zu tragen bekommen — allons — es gab ja Stunden, in denen die Ehrenmänner sich ihrer nicht mehr schämten, und klüger war sie ja doch auch geworden, klug genug, andere zu narren, ohne selber genarrt zu sein.

Was sollte sie Gebundene verschonen, da man sie gebunden und nicht verschont hatte; was sollte sie die Unerfahrenheit ungenützt lassen, da man ihr Vertrauen so mißbraucht! Die Lockung war ihr zum Atem, das Verführen zur Speise geworden, womit sie ihren Rachehunger sättigte und die Verachtung verschlang, der man sie ausgesetzt.

Ha! die Gerechtigkeit!

Sie lachte auf, wenn sie das Wort aussprechen hörte.

Aber nun die Güte, diese suchende Güte einer, der es um nichts ging als um ihre Ruhe und um ihre arme Seele.

So hatte noch niemand zu ihr gesprochen, seit sie den traurigen Fall getan. So hatte noch niemand sie kommen heißen in ehrenhaftes Haus und in einen Raum, der so wie dieser das ganze Gepräge des Gesichertseins und der Geborgenheit trug.

Es war ein großes Verwundern in ihr und ein großes Vertrauen. Während noch Tränen, jetzt schwere, langsame Tränen beginnender Reue und entketteten Heimwehs nach verlorenem Friedland der Seele ihren Augen entfielen, sah Lolit Morman zu Fräulein Gilden auf:

„Warum sind Sie so gut zu mir?"

Einige Tage später ging sie mit ihrer amtlichen Fürsorgerin den Weg, der emporführt aus dem Abgrund, in den sie, halb gestoßen, halb willig geglitten war, weil von hundert Gerechten neunundneunzig vorübergingen, ehe die erbarmende Helferin dessen kam, der die neunundneunzig sich selbst überläßt, um das eine zurückzugewinnen, das verloren war.

Blut und Wunden.

(Schluß.)

3. Was ist auf dieser Tabelle (Bild, Zeichnung) dargestellt? Am Oberarm ist die Schlagader verletzt. — Woran erkennt ihr die Arterienblutung? Hellrotes Blut spritzt in einem Bogen heraus, während bei den Venen dunkles langsam ausfließt. — Was wäre nun hier zu tun, da das Emporheben des Armes kaum genügen würde? — Man hätte sofort den Arzt zu benachrichtigen. Unterdessen müßte man einen Not- oder Druckverband anlegen: Die Wunde wird mit keimfreiem (aseptischem) Verbandstoff überdeckt. Darüber kommt eine Binde oder ein Tuch, die man kräftig anzieht. (Momentverbandpäckchen.) — Verbandstoff und Binde werden vorgezeigt. Zwei Schülerinnen treten vor die Klasse hin; die eine hat der andern unter Anleitung der Lehrerin den Verband so anzulegen, daß alle genau zusehen können. — Bei heftiger Blutung wird das aber nicht genügen. In diesem Falle wendet man die Aderpresse an. Man umschnürt das Glied oberhalb der Wunde, d. h. in der Richtung gegen das Herz hin, mit elastischem Gurt, Hosenträger oder zusammengelegtem Taschentuch, nachdem man zuvor einen Stein etc. dazwischen gesteckt hat, und dreht mit einem Stück Holz so lange und so fest zusammen, bis die Blutung steht. Doch darf die Umschnürung nicht länger als zwei Stunden dauern. Wo können diese beiden Arten von Hilfeleistung nicht zur Geltung kommen? Bei Verletzung einer Schlagader am Halse kann weder die eine noch die andere angewendet werden. — Auch da gibt's wieder Mittel zur Rettung. Die zuführende Arterie wird mit den Fingern stark gegen einen Knochen gepreßt, in diesem Falle also gegen die Wirbelsäule zu, seitlich vom Kehlkopf. Durch Fingerdruck kann man Blutungen auch an andern Körperteilen stillen. Damit ihr die hier in Betracht kommenden Stellen nicht so leicht wieder vergeßt, will ich sie euch andiktieren. Schlagt euer Heft auf und schreibt unter die Aufgabe über den Kreislauf: Druckpunkte bei Arterienverletzung: An der Unterkieferkante, in der Mitte zwischen Ohr und Kinnspitze. Am Halsdruck gegen die Wirbelsäule zu seitlich vom Kehlkopf. Bei Blutungen in der Achselhöhle Druck über und hinter dem Schlüsselbein gegen die erste Rippe zu. Am Oberarm, an dessen innerer Seite entsprechend der Aermelnaht, gegen den Oberarmknochen (in der Mitte zwischen Achselhöhle und Ellenbogen). Am Ellenbogengelenk in der Beugemitte. Am Oberschenkel hoch oben in der Mitte der Schenkelbeuge gegen das Schambein. Am Oberschenkel in der Mitte, an seinem innern Teil in der Beinkleidernaht. Am Knie in der Beugemitte. (Samariterbüchlein von Dr. A. Baur, Seite 10). Die Schülerinnen erhalten Anleitung zur Anwendung des Fingerdrucks an Hals, Schulter und Arm und zwar so lange, bis er von allen richtig verstanden ist und ausgeführt werden kann. Man hat aber streng darauf zu dringen, daß alles mit Würde und Anstand geschieht. — Mündliche Wiedergabe und Zusammenfassung: Titel an die Tafel: Arterienverletzungen: a) Druckverband. b) Aderpresse. c) Fingerdruck.

Vertiefung. Gestützt auf den entworfenen Plan an der Wandtafel wird der ganze Lehrstoff einläßlich wiederholt. Dadurch ist zugleich das Material geliefert und teilweise vorbereitet für das in der nächsten Aufsatzstunde zu verarbeitende Thema „Samariterdienste". Die Schülerinnen werden durch Entwicklungsfragen veranlaßt, Unfall und Vorgehen dabei in kleine Ereignisse einzukleiden, bei denen sie selbst tätig waren, oder die sie dem Leben ablauschen. Der Unterricht in der Haushaltungskunde bietet mannigfache Berührungspunkte, die ein öfteres Zurückgreifen auf das in dieser Stunde Erlernte ermöglichen. So werden diese heranwachsenden Mädchen das alles bald tiefer und tiefer erfassen und bei gegebener Gelegenheit auch praktisch verwerten.

Wie kann die Schule die Erstkläßler am zweckmäßigsten schonen?

In seiner Schrift „Durch Selbsttätigkeit zur Selbständigkeit" sagt G. Geisel: „Die praktischen Erfahrungen älterer Schulmänner lehren aufs bestimmteste, daß es keinen Unterricht in der ganzen Schulzeit gibt, der mehr Aufmerksamkeit, Fleiß und mechanische Uebung erfordert als der erste Leseunterricht. Darum fort mit diesem zeitraubenden und qualvollen Lernen. Erst im zweiten Schuljahr, wenn der Geist der Kinder schon etwas schwerere geistige Arbeit gewohnt ist, fange man damit an; dann werden diese Leseschwierigkeiten leichter überwunden und das etwa Versäumte wird schnell nachgeholt werden."

Kerschensteiner und andere Reformpädagogen stellen die gleiche Forderung auf. Im ersten Schuljahr soll die Zeit hauptsächlich mit Falten, Flechten, Scheren, Kleben und Formen ausgefüllt werden. Erst im folgenden Schuljahr soll mit dem eigentlichen Schreib- und Leseunterricht begonnen werden. Mit dieser Neuerung will man vom Elternhaus zur Schule eine Verbindungsbrücke bauen und die erste Klasse merklich entlasten. Es ist ja wahr, an die Anfänger werden große Anforderungen gestellt. Was aber die Kleinen am meisten hernimmt und ihrer Gesundheit vielfach schadet, das ist der oft weite und dazu noch vielfach schlechte Schulweg, den sie täglich viermal bei Hitze und Kälte, bei Wind und Regen, bei Sonnenbrand und Schneegestöber zurückzulegen haben.

Es steht aber der geplanten Reform gar manches hindernd im Wege, so daß es noch eine geraume Zeit vergehen wird, bis dieses Problem gelöst werden kann. Selbst die Anhänger des Werkunterrichtes sind der festen Meinung, daß die nächste Zeit in dieser Sache keine Aenderung bringen werde.

Wir müssen uns darum fragen, wie der Schulbetrieb in der ersten Klasse bei der heutigen Gestaltung einzusetzen habe, daß die Anfänger sowohl in körperlicher als geistiger Beziehung durch den Schulbesuch nicht geschädigt werden.

„Ein verfrühter Schuleintritt," schreibt Dr. H. Klenke in seiner Schuldiätetik, „schädigt das Wachstum des Gehirns des Kindes." Die schädlichen Folgen zeigen sich oft erst in den obern Klassen, indem solche Schüler, die in der Unterschule ganz befriedigende Leistungen aufweisen, später nur mit großer Mühe Mittelmäßiges leisten. Ausnahmen gibt es auch hier. Es kommt eben viel auf die Entwicklung des Kindes beim Schuleintritt an. Ein zu früher Schuleintritt schadet aber auch in vielen Fällen dem Wachstum, der Entwicklung und dem Gedeihen des Kindes. Namentlich betrifft dies Schüler mit schwächlicher Konstitution und weitem Schulweg.

Nach der neuen Vollziehungsverordnung zum Luzerner Erziehungsgesetz wird ein bildungsfähiges Kind, das mit dem 31. Dezember das 6. Altersjahr zurückgelegt hat, im folgenden Jahre (Mai) schulpflichtig. Schwächliche Kinder können vom Arzt vom Schulbesuche für ein Jahr dispensiert werden. Man kann sich mit diesem gesetzlich normierten Eintrittsalter einverstanden erklären; darunter zu gehen hat seine Bedenken.

Die tägliche Unterrichtszeit sei namentlich im Anfange nur kurz bemessen. Man braucht sich nicht an den Buchstaben des Lehrplanes zu halten, welcher 23 Wochenstunden vorschreibt. In den ersten Schulwochen mag die Hälfte der vorgeschriebenen Stunden genügen. Es wird gewiß kein vernünftig denkender Mensch gegen diese schonende Behandlung der Kleinen etwas einzuwenden haben. Nach und nach kann man dann die Unterrichtszeit bis auf 23 Stunden erweitern. Wer aber schon anfänglich mit Vollbetrieb einsetzt und meint, er müsse recht bald viele Nummern in der Fibel behandelt haben, der raubt den Kindern jede Lust und Liebe, zur Schule und versündigt sich am Wohlbefinden und an der Gesundheit des Kindes.

Man arbeite in der ersten Klasse ausschließlich nach einem Lektions-, nicht nach einem Stundenplan. Nach jeder Anstrengung, sei es eine körperliche oder geistige, tritt bekanntlich eine Erschlaffung ein und dies ist umso eher der Fall, je jünger die Kinder sind. Es ist ihnen deshalb nicht möglich, ihren Geist längere Zeit auf denselben Gegenstand zu richten. Wir sind aus diesem Grunde gezwungen, öfter als bei den andern Klassen, sogar nach 15—20 Minuten einen Wechsel des Unterrichtsfaches eintreten zu lassen. Wir müssen jede Ermüdung des noch schwachen Erdenbürgers zu verhindern suchen, soll er nicht das Interesse an der Sache verlieren und soll ihm nicht Schaden an seinen kindlichen Kräften zugefügt werden. — Das Luzerner Turnprogramm für die Primarschulen pro 1922/23 schreibt vor, daß auf der ersten Stufe die zwei vorgeschriebenen wöchentlichen Turnstunden (es sind dies Spiel- und freie Bewegungsübungen) auf wenigstens vier Lektionen zu übertragen seien. Auf gleiche Weise müssen auch die übrigen Unterrichtsstunden, wie Religionslehre, Rechnen usw. in Lektionen zerlegt werden.

Eile mit Weile. Das sei die Losung im Unterricht mit den Kleinen. Nichts ist hier weniger am Platze, als ein hastiges Vorwärtsschreiten. Die Schwächlinge bleiben dann ganz zurück und mittelmäßig talentierte Schüler müssen, ganz besonders im Lesen, mehr leisten, als ihren schwachen Geisteskräften zugemutet werden sollte. Eine solche Abhetzerei

kann allmähliche Abmagerung und frühzeitige Nervosität des Kindes zur Folge haben. Man gehe nicht an die Behandlung eines neuen Buchstabens, bis der vorhergehende geistiges Eigentum des Schülers geworden ist. Man ist gleichwohl imstande, in 40 Schulwochen das gesteckte Lehrziel zu erreichen.

Um die schädlichen Wirkungen des längern Stillsitzens zu verhüten, und um das lästige „Hinauslaufen" zu verhindern, ist es empfehlenswert, an Vormittagen, wo die Unterrichtszeit länger dauert als nachmittags, ein kürzere und eine längere Pause eintreten zu lassen. Die hiefür geopferte Zeit ist nicht verloren, da die Kinder nachher wieder aufmerksamer sind und fleißiger arbeiten. Die eingeatmete frische Luft und das Herumtummeln in der Pause beschleunigen den Blutkreislauf, wodurch dem Gehirn mehr Blut zugeführt und es wieder leistungsfähiger gemacht wird.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß die Kleinen nicht lange stille sitzen können. Das hat meistens darin seinen Grund, weil sie in den oft sehr unpraktischen Schulbänken gar bald ermüden und deswegen die Haltung öfters wechseln müssen. Die Konstruktion der Schulbank ist für alle Klassen von großer Bedeutung, für die Erstkläßler ist sie doppelt wichtig. Läßt die Bestuhlung nicht mancherorts gleichwohl viel zu wünschen übrig? Die Sitzbank ist nicht eingehöhlt, zu schmal und zu hoch. Die Schüler können beim Sitzen die Füße auf dem Boden nicht aufstellen. Die Lehne bietet der Kreuzgegend keinen Anlehnungspunkt. Die Distanz zwischen Tisch und Bank ist zu groß; die Kinder müssen sich mit der Brust anlehnen. Der Schreibtisch ist zu hoch; sodaß es nicht möglich ist, die Vorderarme ohne Hebung der Schultern zwangslos auf den Tisch zu legen.

Um die üblen Folgen des längern Stillsitzens zu mildern, lasse man die Anfänger beim Antworten und Chorsprechen aufstehen. Es ist auch empfehlenswert, außer den obligatorischen Turnstunden, namentlich wenn sich bei den Kindern eine Ermüdung bemerkbar macht, leichte turnerische Uebungen einzuflechten, z. B. Armheben und -senken, Armstoßen nach verschiedenen Richtungen, Fußwippen, Rumpfbeugen, Nachahmung der Bewegungen beim Holzsägen, Dreschen, Mähen, Läuten u. dgl. (Literatur: Masüger, Tägl. Turnen als Zwischenübung im Schulbetrieb. Verl. Heinrich Keller, Buchh., Chur). Es ist selbstverständlich, daß die erwähnten Uebungen nur einige Minuten in Anspruch nehmen dürfen und den Kindern nicht zur Last, sondern zur Freude werden müssen. Wenn in einer mehrklassigen Schule die übrigen Klassen dabei mithelfen, so wird es ihnen nur von Nutzen sein, namentlich wenn das Schulzimmer richtig gelüftet ist.

Sorgen wir bei dieser Gesellschaft der Kleinsten besonders auch für Abwechslung. Es wurde bereits auf die Verteilung der Unterrichtsstunden in kurze Lektionen hingewiesen. Eintönigkeit erzeugt Langweile; Abwechslung ergötzt und behütet vor Ueberdruß und Ermattung. Wir treiben also nicht nur Religionslehre, Lesen, Schreiben und Rechnen, nein, wir üben auch hübsche, kurze Liedchen ein und lassen oft als Zwischenakt eines erklingen. Das macht die Kinder froh. Wir räumen dem Zeichnen ein verdientes Plätzchen ein, lassen die verschiedensten Dinge auf der Schultafel aufmarschieren und nachzeichnen. Wie da die Augen strahlen und die kleinen Hände sich regen! Zeichnen bedeutet für diese Kinder so viel als liebes und zugleich nützliches Spiel. Hilfsmittel: „Freudiges Zeichnen" von Schneebeli. Fehrsche Buchhandlung, St. Gallen.

Willkommene Abwechslung bringt das Erzählen kurzer Geschichten aus dem Leben der Kinderwelt. Auch dem Märchen gönne man auf dieser Stufe ein Plätzchen.

Behandeln wir die Erstkläßler als das, was sie sind, — als schwache, für anstrengende Leistungen noch nicht ausgerüstete Kinderchen. Sie bedürfen der Nachsicht und Schonung. Wir ermahnen sie darum auch öfters, früh schlafen zu gehen und an Ferientagen recht „auszuschlafen". Da soll sie niemand wecken, sondern man soll sie schlafen lassen, bis sie von selber erwachen.

Stellen wir den ganzen Schulbetrieb nach diesen Gesichtspunkten ein, so werden unsere Erstkläßler am Schlusse des Schuljahres weder bleich noch mager, noch müde aussehen und doch das Lehrziel dieser Stufe erreicht haben. J. B. L.

Die Jugendlektüre, ihre Förderung und Kontrolle.

Von B. J.

Motto: „Verbreiten gute Bücher reichen Segen, so stiften schlechte Bücher unsägliches Unheil." Joh. Langenthaler.

Vorerst einige kurze Andeutungen aus der Geschichte der Jugendlektüre.

Aus dem 18. Jahrhundert stammt Defoes (Defoh) 1661—1731] Robinson, der als Jugendlektüre von Rousseau empfohlen wurde und noch heute unvergänglichen Reiz besitzt.

Als Begründer der katholischen Kinderschriften wird P. Aegidius Janis (1750—1822) genannt.

Ums Jahr 1840 herum schrieben Nieritz und Franz Hoffmann eine neue Art Jugendschrif-

ten im Gewande des Romans und der Novelle, welche keinen andern Zweck verfolgten als zu unterhalten und der Phantasie reichlichen Stoff zuzuführen.

Als Begründer der heutigen Jugendschriftenliteratur gilt der kinder- und menschenfreundliche Augsburger Domherr Christoph Schmid (1768 bis 1854), dessen Schriften in 24 Sprachen erschienen sind und in allen Weltteilen gelesen werden.

Seit Christ. Schmid ist die Flut der Jugendschrift stark angewachsen. „Der Büchermarkt ist ganz überstellt," klagt ein Kenner und fragt dann: „Und was für Ware ist das? Und was für Jugendschriften sind das?" und gibt dann die Antwort darauf: „Unsere Zeit erzeugt eine Hochflut unpädagogischer Jugendschriften."

Um diesen Schund abzusetzen muß eine ausgiebige Reklame einsetzen, und mittelst verfänglichen Titeln, Vergoldungen, Buchschmuck, Kopfleisten usw. will man für solche Preßprodukte Sympathie erwekken und sie an Mann bringen.

Man könnte hier die Frage aufwerfen, wenn angeblich so viele Jugendschriften als Schund tariert werden, ob vielleicht bei der Beurteilung ein zu strenger Maßstab angelegt werde.

„Böse Augen sehen nichts Gutes," heißt ein Sprichwort. Sollten die Herren Jugendschriftenkritiker an diesem Uebel leiden? Wahrheit altert nicht! Es gibt Grundsätze und Wahrheiten, die bei der Beurteilung einer Jugendschrift als Richtschnur gelten müssen und die nicht dem Zeitgeist zu gehorchen haben.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen gelange ich zur Ausführung meiner Arbeit, welche sich nach dem Wortlaut des Themas sachlich gliedern läßt in I. die Jugendlektüre und II. ihre Förderung und Pflege.

I. Die Jugendlektüre.

Das Lesen ist eine Beschäftigung, der alle Lebensalter ihren Tribut zollen und man darf behaupten, daß heutzutage das Lesebedürfnis und die Lesellust unter der Jugend eher noch im Wachsen begriffen sind. Man könnte von einer eigentlichen Lesewut oder wie sich der Lateiner ausdrücken würde, von einer chron. Lektüritis sprechen. Im Schnellzugstempo geht es über die Seiten eines Buches hinweg, bis man glücklich bei der Endstation angelangt ist. Der größte Genuß für einen solchen Leser ist das beseligende Gefühl wieder ein Buch, resp. dessen Inhalt, verschlungen zu haben. Es wird meistens zu wenig gründlich und zu wenig mit Verständnis gelesen. Goethe sagt: „Kannst du lesen, so sollst du verstehen." Besser wäre es, wenn weniges recht, als vieles schlecht, d. h. in Uebereilung, gelesen würde. Das zu hastige und zu viele Lesen macht oberflächlich, zersplittert die Aufmerksamkeit und ist der Ausbildung des Verstandes keineswegs förderlich. Lessing klagt, daß er fürchte, sein Verstand habe durch zu viele Leserei gelitten.

Wie es aber nicht gleichgültig ist, wie ein Buch gelesen wird, so ist es auch nicht einerlei, was gelesen wird. Ein Kenner schreibt „wie die Lektüre, so die Gesittung und Gesinnung!" Das führt mich zum Gedanken, einiges über den Einfluß der Jugendlektüre zu sprechen.

Jean Paul bemerkt: „Wenn auch die Bücher nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen sie doch." Goethe sagt: „Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt." Sollten etwa Bücher und Schriften, die das Kind zu lesen bekommt, hievon eine Ausnahme machen und ohne Einwirkung bleiben? Gewiß nicht!

Wie ein gutes Buch ein wohlmeinender Lehrmeister und guter Freund ist, der uns zeigt, was wir tun und lassen sollen, um zeitlich und ewig glücklich zu sein, so ist ein schlechtes Buch einem Verführer gleich, der auf schiefe Bahnen und grausige Abwege führt.

Alban Stolz rechnet nicht umsonst die Jugendlektüre zu den natürlichen Erziehungsmitteln.

Die Erfahrung lehrt, daß da und dort schulpflichtige Knaben, durch das Lesen von Räubergeschichten angefacht, sich zu regelrechten Räuberbanden zusammentaten, daß die jungen Bürschchen Selbstmord begingen, weil sie das Lesen von verworfenen Schriften zur Sittenlosigkeit und zum Unglauben brachte.

Die angeführten Beispiele sind solche, die wegen ihrer Drastigkeit in die Augen springen und von einer sensationsliebenden Presse erwähnt werden. Wie viele Menschen aber, kleine und große, durch das Lesen verwerflicher Bücher glaubens- und sittenlos werden und an religiöser Verblendung leiden, das steht in keiner Zeitung geschrieben. Doch genug hievon.

Auf dem Lande steht es punkto Lektüre besser als in den Städten, wo um wenig Geld viel Schundware zu haben ist. Ein Bursche kauft so ein kleines und verlockendes Heftchen und nun kann es den Rundgang durch die ganze Klasse antreten. Aber auch auf dem Lande steht gar manches Buch im Bücherschrank, das besser im Ofen seinen Platz haben sollte.

Welchen Zweck hat eine Jugendschrift zu verfolgen?

Die Antwort lautet: sie soll den Willen lenken, den Charakter befestigen, das Herz für das Gute und Schöne erwärmen, den ganzen Menschen veredeln und nützliche Kenntnisse und Lebensregeln mitteilen und so Erziehung und Unterricht unterstützen.

Um dieses angegebene Ziel zu errreichen, muß aber eine gute Jugendschrift gewisse Eigenschaften aufweisen, welche sich beziehen: 1. auf den Inhalt, 2. auf die Form und 3. auf die Ausstattung.

Der Inhalt einer Jugendschrift sei:

a) katholisch;
b) moralisch;
c) pädagogisch;
d) patriotisch.

a) Eine Jugendschrift sei katholisch, wenigstens positiv christlich. Manches Preßerzeugnis für die Jugend trägt ungescheut das Zeichen des Katholikenhasses an der Stirne, indem es über religiöse Gebräuche und katholische Einrichtungen und Institutionen spöttelt oder krasse Unwahrheiten gegen den Glauben enthält. Kindern solche Schriften in die Hand zu geben in der Meinung, das schade nichts; sie wissen aus dem Religionsunterrichte schon, was sie zu glauben und zu tun haben, wäre eine gefährliche und höchst unkluge Handlungsweise.

Es könnte auch nicht entschuldbar genannt werden, wenn Kinder aus Unkenntnis solche Bücher in die Finger bekommen würden, denn kein Buch soll zum Lesen abgegeben werden, dessen Inhalt man nicht genau kennt.

Wieder andere Schriften, die einer giftigen Schlange gleichen, die unter schönen Blumen versteckt ist, werfen nur hie und da so ein Haar in die Suppe, ganz unvermerkt. Die ganze Schrift verfolgt eine gute Tendenz, aber sie darf wegen ihren Ausfällen gegen die Katholiken, gegen ihre Gebräuche und Zeremonien usw. keinen Platz auf dem Büchergestell erobern. „Ein faules Ei verdirbt den Brei, es braucht deren gar nicht zwei".

Nehmen wir das Gute, wo es herkommt. Es gibt Jugendschriften protestantischer Autoren, die ganz gut von einem katholischen Kinde gelesen werden dürfen; sie haben eine edle Tendenz, sind nicht konfessionell gefärbt und frei von allen Seitenhieben und Entgleisungen. Hier wären zu nennen: Köhlers illustrierte Jugend- und Volksbibliothek, 73 Bd. (Köhler, Dresden). Spyri Johanna: Wo Gritlis Kinder hingekommen sind; Gritlis Kinder kommen weiter; Heidis Lehr- und Wanderjahre; Heidi kann brauchen, Geschichte für jung und alt etc. — Schumacher Tony. Heimatzauber; Dummerchen und Ueberall Sonnenschein. — Doch ist die Vorsicht die Mutter der Weisheit und wenn der Druckort Leipzig oder Stuttgart ist, da ist zweifache Vorsicht notwendig.

b) Eine Jugendschrift sei moralisch. Sie predige nicht bloß eine ethische Moral. Das Christentum stellt die sittlichen Pflichten als göttliches Gebot hin, während die ethische Moral den Menschen bloß für diese Welt abrichtet und wonach ihm als höchster Lohn seiner sittlichen Handlung die Gemütsruhe und innere Zufriedenheit zuteil wird. „Eine unabhängige Moral ohne Gott und ewige Vergeltung", sagt Dr. Genius, „ist unhaltbar, da ohne Gott keine Sanktion des Sittengesetzes und keine wahre Gewissenspflicht denkbar ist." Die Schriften und Bücher, welche sich mit einer bloß äußerlichen oder Anstandsmoral begnügen, erfüllen ihren Zweck also nur halb, weil sie nur den Leib des Menschen berücksichtigen.

Zudem sagt Weiß in seinem Buche „Kunst zu leben": „Mit bloßer Verfeinerung macht man die Menschen nur empfindlicher und unfähiger gegen die Not des Lebens." Eine klassische und zu empfehlende Jugendschrift, aber von Religion keine Spur, alles nur Humanitätsmoral, ist Amicis Ed. Herz. Also „keine Regel ohne Ausnahme."

Weit verwerflicher als Erzählungen mit bloß ethischem Hintergrund sind solche, die eine falsche oder verkehrte Moral vertreten, solche, die die Sünde und das Laster als menschliche Schwäche hinstellen und alle Vergehungen beschönigen und Tugend und Enthaltsamkeit belächeln.

Wieder gibt es Schriften, die zwar nicht gerade schädlich wirken, aber doch nicht besonders zu empfehlen sind; es sind dies die, welche zu viel moralisieren, die wie sich Kellner ausdrückt: „Jeder guten Handlung, jeder edlen Gesinnung, von denen der Jugend erzählt wird, flugs ein moralischer Seufzer mit obligater Augenverdrehung anhängen." Solche moralische Ergüsse verfangen bald nicht mehr und stoßen eher ab; als daß sie anziehend wirken. Es kann hier das Gleiche zutreffen, was Alban Stolz von den moralisierenden Müttern bemerkt; er sagt nämlich: „Religiöse Frauen überschwemmen ihre Kinder mit heilsamen Zusprüchen und Lehren; die Folge davon ist nicht selten Widerwillen und Abgestumpftheit für das Religiöse."

„Worte belehren, Beispiele reißen hin." „Die Moral muß in den Handlungen liegen und durch diese den Weg zum Herzen finden." Kellner.

c) Eine Jugendschrift sei pädagogisch. Sie darf also nicht den Zweck verfolgen nur zu amüsieren und ein salbungsvolles Geschwätz von schönen Redensarten ohne Kern und Gehalt sein. Wer sich in der Jugend mit solch' wässeriger Kost abgibt, findet später an einer währschaften und gesunden Nahrung keinen Geschmack mehr.

„In religiös-sittlichen Erzählungen muß neben der Tugend auch das Verbrechen seine Darstellung und seine Verurteilung finden. Es ist aber nicht notwendig, daß wir den ganzen innern Prozeß des Sünders durchmachen helfen und ihm auf seinen finstern Pfaden folgen, auf welchen es ihn vorwärts bis zur Verruchtheit drängt. Auch in der Schilderung des Bösen ist ungesund, was zu viel ist". Dr. Rolfus. „Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er ins Haus." „Wenn auch," bemerkt Herold, „nicht häufig die böse Tat aus solcher Saat erwächst, so werfen doch die Nachtseiten der Menschen einen Schatten auf den heitern und reinen Lebensfrühling, zudem weiß man nicht, auf welchen Zündstoff

der Funke fallen könnte." Kellner. Aus diesem Grunde muß Christoph Schmids „Der gute Fridolin und der böse Dietrich" abgelehnt werden, weil die Skizzierung des Dietrich nur allzugelungen ist.

Vor allem sind ganz unpädagogische Schriften die Indianer- und Räubergeschichten mit ihren Mord- und Greuelszenen, mit ihren Uebertreibungen u. Unnatürlichkeiten u. Ungeheuerlichkeiten alle Art. Durch solchen Schund, der gewöhnlich in ungeheuren Mengen fabriziert wird, wird das Kind der Wirklichkeit entrückt und in eine grausige und unnatürliche Sphäre versetzt. Kein Wunder, wenn der Leser zu keinem ernsten Geschäfte mehr zu gebrauchen ist; denn die Geister, die er rief, wird er nimmer los.

Nicht zu verwechseln mit dieser Gattung Schriften sind Bücher über Erd- und Völkerkunde, die einen kulturhistorischen Wert besitzen, z. B. Aus fremden Landen, 30 Bd. (Meistens aus dem Missionsleben).

Nicht zu billigen sind ferner Erzählungen, worin einem überspannten Tierkult gehuldigt wird; wo angegeben ist, wie der Hansli seinen an Herzschwäche gestorbenen Noppi (vulgaris) aus einem alten „Gartenstüdli" ein würdiges Denkmal gesetzt hat etc.

Zu viel Uebertreibungen, Unnatürliches, Greuelszenen, Abteuerliches findet man in den Schriften von Ambach, Frischs Erzählungen, 25 Bd., Körbers Erzählungen, teilweise auch Herchenbach in seinen Indianergeschichten u. v. a.

d) Eine Jugendschrift sei patriotisch. Man dulde also keine Schriften, soweit wir das nämlich verhindern können, wie sie die Sozialisten in unserer Zeit bei der Jugend einführen wollen, um leichter zu ihrem Ziele zu gelangen.

2. Die Form in der Darstellung.

Eine Jugendschrift soll sich der Fassungskraft des jugendlichen Geistes anpassen. Sie sei klar und durchsichtig in der Anlage, frei von verschrobenen oder gekünstelten Satzbildungen und frei von gelehrten Ausdrücken und Fremdwörtern.

Es kann von einem eigentlichen Jugendschriftenstil gesprochen werden, der sich im Laufe der Zeit herausgebildet hat, der kindlich, aber nicht kindisch, gehaltvoll, aber nicht schwülstig, anziehend, aber nicht süßlich sein, anschaulich schildern, aber nicht romanenhaft ausmalen soll. Eine gelungene Jugendschrift muß auch von Erwachsenen, die noch einen kindlich frommen Sinn erhalten haben, gerne gelesen werden; es ist das die beste Empfehlung für sie. (Fortsetzung folgt).

Vereinsnachrichten.

Basel. Eine Anregung, den Unterricht von uns aus ersprießlich zu gestalten suchen, war der Zweck unserer Herbstkonferenz am 18. November in Aesch. Frl. O. Jegge, Frl. S. Pfluger, Allschwil, und Frl. J. Brodmann, Ettingen, skizzierten den Verlauf des Basler Kurses über „Arbeitsprinzip in der Volksschule". Wir hörten vom Gesamt- und Gelegenheitsunterricht in den ersten drei Schuljahren. Kapitel wie: Das Osterfest, Unser Schulbrunnen, Besuch beim Elefanten, bei den Schwimmvögeln im zoologischen Garten, beim Schmied, auf der Messe etc., lassen erkennen, wie die neue Unterrichtsmethode auf das Erleben des Kindes zurückgeht und das Lehrverfahren überhaupt sich dem Kinde besser anzupassen sucht. In ungezwungener Aussprache wurde manch guter Gedanke aufgenommen, um „das Beste" nach Möglichkeit in seiner Schule zu verwerten.

Die Wahlen des Vorstandes ergaben die Bestätigung von Frl. Thürkauf, Basel, als Präsidentin; Frl. Leupp, Reinach, als Kassierin. An Stelle der zurücktretenden Aktuarin wurde einstimmig berufen: Frl. Berta Baumeler, Grellingen. Traktandum „Verschiedenes" fand angenehme Fortsetzung am Kaffeetisch. Ein herzliches „Vergelt's Gott" der lieben Kollegin in Aesch, welche um unser leibliches Wohl so mütterlich besorgt war.

R.

Strebe das selber zu sein, was du aus den Kindern machen möchtest.

Mis Müeterli.

Für die Kleinsten zum Auswendiglernen.

Mis Müeterli isch mir so lieb,
Ich cha dir's gar net säge.
Ich möcht nur immer binem si,
Möcht's uf de Hände träge.

Und alles, alles will ich tue,
Was s'Müeterli cha freue.
Ich mach ihm sicher kei Verdruß!
Wie tät's mich nachhär reue!

Ich bete fromm zum lieben Gott,
Daß er's recht alt lot werde,
's isch halt es goldigs Müeterli;
's git Bessers nüt uf Erde!

E. M.

Verehrte Kolleginnen!

Die Krankenkasse unseres Vereins sei Ihnen bestens empfohlen. Sie ist eine unserer wohltätigen Institutionen und erfreut sich eines guten Bestandes. Sie sollte darum noch mehr Mitglieder herbeiziehen. Wer so glücklich ist, sich gesund und kräftig zu fühlen, bezahlt die Beiträge leicht, und wer krank ist, bezieht die Zahlungen so gern und freut sich, der Kasse anzuhören. Anmeldungen sind zu richten an die Präsidentin Frl. Elisabeth Spieler, Buttisholz, Kt. Luzern.

9. Jahrgang. Nr. 3. 15. März 1923.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Lehrerin, Ruswil (Kt. Luzern)

Inhalt: Die Mutter. — Erinnerungen an Oberammergau. — Die Jugendlektüre, ihre Förderung und Kontrolle. — Weise Worte zur Beherzigung.

Die Mutter.

„Eine rechte Mutter sein, das ist ein schwer Ding, ist wohl die höchste Aufgabe im Menschenleben.“ (J. Gotthelf.)

Dies „schwer Ding“ zu erringen, diese „höchste Aufgabe“ zu lösen, muß sich auch die Lehrerin zum Ziele setzen. Inmitten der Kinderschar ist auch sie eine Mutter, eine geistige Mutter, und als solche liebt sie ihre Zöglinge. Deren Wohl und Weh ist Gegenstand ihres Sinnens und Sorgens. Mutterliebe aber ist unerschöpflich, ist ein nie versiegender Quell der Geduld, Güte, Opferfreudigkeit und Treue. K. Biedermann nennt sie einen „heiligen Zauber.“

Es vergeht kaum ein Tag im Schulleben, der nicht an die Geduld der Lehrerin appelliert. Jedes Kind hat etwa seine „wilden Schosse“, die beschnitten und veredelt werden müssen. So manches ist nur mit einem Talent bedacht, so manches hat einen flüchtigen Sinn, neigt zur Trägheit oder Unbotmäßigkeit. Welche Familienmutter wüßte nicht Aehnliches zu berichten! Aber verliert ein wahrhaft liebevolles Mutterherz etwa darob die Geduld? Nein! Wenn es auch mit Ernst und Strenge gegen alles Fehlerhafte kämpft, es fängt jeden Morgen sein hohes Werk von neuem an und vergißt des gestrigen Tages. So auch die von Mutterliebe beseelte Lehrerin. Sie läß die Geduld nicht ausgehen. Sie behält sie auch, wenn sie strafen muß; eine Strafe aber in Ruhe und Geduld gegeben, entbehrt selten des guten Erfolges. Es ist aber nicht nur die Ruhe und nicht allein die Geduld, welche die Lehrerin zur Mutter der ihr anvertrauten Kinder machen. Wie viele andere Tugenden entströmen noch aus dem mütterlich liebenden Herzen! Ist es nicht die Lehrerin, die mit Interesse teilnimmt am Glück und Unglück der Kinder? Da rettet sie eines heraus aus Gefahr und böser Gelegenheit; dort hilft sie, daß ein schwaches und abgearbeitetes Mütterlein wieder zu Kräften kommt und der Familie erhalten bleibt. Und wie wird sie erst jenen Kindern eine liebevolle Mutter sein, die keine Mutter mehr haben oder vielleicht eine pflichtvergessene — eine Alkoholkranke? — O, mit viel Herzensgüte wird sie solchen Kleinen entgegenkommen! Und endlich die schwierigen, vielleicht von der bösen Welt schon verderbten Kinder! Gehört nicht gerade ihnen die größte Langmut, ein mütterliches Verstehen, Verzeihen, Aufhelfen? — Ein Glauben an den „guten Faden“ im Kinde, ein Vertrauen auf seinen guten Willen? Und ein Mutterherz findet immer den rechten Weg. Es weiß die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, vergißt sich selbst, und denkt nur darauf, das Kind glücklich zu machen. Wie schön sagt Elise Polko: „Nur das Mutterherz vermag zu lieben und zugleich weise zu sein. Und die Weisheit des Mutterherzens findet Rat, wenn alle andere irdische Weisheit ihre Ratlosigkeit bekennen muß.“

Eine rechte Mutter sein, heißt auch für die Kinder und mit den Kindern beten, sie lehren, mit Gott zu reden, mit ihm vereinigt zu sein durch die heiligmachende Gnade, — heißt, mit gutem Beispiel vorausgehen, mit liebenswürdiger, gesunder Frömmigkeit den Sonnenschein der Freude verbinden. Dann werden die Kinder mit Liebe und Vertrauen zu ihr aufblicken und ihrer mütterlichen Führung noch dankbar gedenken, wenn sie längst der Schule entlassen, draußen stehen im Sturm des Lebens.

Rühmlich ist es, viel zu können,
Herrlich ist es, weise sein,
Und es darf der Mensch entbrennen,
Sich des Lorbeers zu erfreuen.
Aber göttlicher und schöner
Ist des Herzens edle Tat,
Wozu oft die stille Saat
In der frommen Kinderzeit
Mutterliebe hingestreut.

A. Mahlmann.

L. R.

Erinnerungen an Oberammergau.

„Wenn die Glocken der Erinnerung läuten, wird es Sonntag im Herzen." Oft wandert in stillen Stunden die Seele ins Sonnenland der Erinnerung. Noch einmal durchlebt man im Geiste die Seligkeit eindrucksvoller, froher Tage. Ein stilles Leuchten strahlt davon aus und stimmt uns dankbar und froh.

So lebt in dieser Fastenzeit das Andenken an unvergeßliche Ferienstunden in mir auf. Es führt mich im Schnellzug noch einmal mit einer lieben Gefährtin durch Bayerns Gaue hinauf nach dem stillen Gebirgsort Oberammergau. Von der spiegelklaren Ammer durchflossen, blüht es wie eine seltene Alpenblume zwischen bewaldeten Wiesenbergen und schroffen Felsenmassen. Und dieses sonst weltvergessene Dorf ist zur stillen Passionsblume geworden. Schwere Zeiten waren es, als die Gemeinde durch ein feierliches Gelübde dem Allmächtigen versprach, die Leidensgeschichte des Welterlösers zur dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung öffentlich darzustellen. Im Jahre 1633 herrschte in den benachbarten Gegenden des Ammertales die Pest, die durch einen Taglöhner auch nach Oberammergau eingeschleppt wurde. Schon waren 84 Menschen der verheerenden Seuche zum Opfer gefallen. Da nahm die Gemeinde durch ein Gelübde Zuflucht zum Herrn über Leben und Tod. Und siehe, das gläubige Vertrauen wurde reichlich belohnt. Kein Talbewohner erlag mehr der Krankheit. Seit diesen Zeiten erfüllt die Gemeinde O. getreulich das Gelübde ihrer Voreltern, ohne sich durch Schwierigkeiten und Hindernisse davon abhalten zu lassen.

Was unsere kathol. Kirche in den erschütternden Zeremonien der hl. Karwoche bietet, das ist der Grundgedanke des in der Welt einzig dastehenden Dramas, des Passionsspieles zu Oberammergau. Daneben laufen in sinniger Verbindung mit der Handlung des Neuen, die vorausbedeutenden Bilder des Alten Testamentes.

„Alle seien gegrüßt, welche die Liebe hier
Um den Heiland vereint, trauernd ihm nachzugeh'n
Auf dem Wege des Leidens
Bis zur Stätte der Grabesruh."

So heißt es im Prolog, der das „große Versöhnungsopfer auf Golgatha" einleitet. Und gleich ist der ganze Mensch ergriffen beim Anblick des Einzuges Jesu in Jerusalem. 800 Menschen beteiligen sich dabei. Die Gestalt des Gottessohnes sitzt würdevoll auf einer Eselin; das Antlitz voll heiliger Güte, mit dem Jubelruf „Hosanna" von der Menge begrüßt, von den Kindern umtrippelt, so zieht er in die hl. Stadt ein. Alles ist in freudiger Bewegung. Unwillkürlich gleitet meine Seele hinüber in die himmlische Stadt Gottes, wo Christus als ewiger König herrscht. Und wie in einer Vision ziehen zahllose Scharen in schimmernder Prozession am geistigen Auge vorüber. Sie waren einst Menschen wie wir, haben gelitten, gekämpft, gesiegt. Nun gilt ihr Jubelruf dem König, den alle lieben, mit dem sie in alle Ewigkeit schauen, was kein irdisches Auge gesehen, kein Ohr gehört. Werden auch wir einst die Siegespalme tragen?

Eine Szene aus dem Passionsspiel bleibt wohl jedem mitfühlenden Herzen unvergeßlich. Es ist Jesu Abschied von Bethania. Noch einmal weilt der geliebte Meister bei seinen treuen Freunden, denen er die nahende Trennung verkündet. Alle sind betrübt. Magdalena, die großmütige, liebeentglühte Schülerin Jesu, salbt ihm die Füße. Ihr Herz kann es nicht fassen, daß sie ihren größten Freund und Wohltäter nie mehr sehen soll. Christus aber tröstet sie mit den Worten: „Der Vater will es! — Ihr Lieben! Wo ich bin, trage ich euch in meinem Herzen; und wo ihr seid, wird mein Segen euch begleiten. Lebet wohl! Der Abschied von der geliebten Mutter verrät die ganze Innigkeit des Sohnesherzens. Lautlose Stille herrscht um mich. Nur ein betagter Priester hinter mir schluchzt! Ja — wie viel Trennungsschmerz und Abschiedsweh hat jener dem blutigen Weltkrieg in Tausenden von Menschenherzen gebrannt und wohl manches gebrochen. Mögen sie alle, die Leidgebeugten, in dem so menschlich fühlenden Gottesherzen Ruhe finden.

Während der Fußwaschung und dem Abendmahl betrachten wir Jesu unbegreifliche Demut und Liebe. Zu jedem der Jünger, voll Huld und Güte ihn liebreich anblickend, beugt er sich nieder und wäscht ihnen, Er — der Herr und Meister seinen Geschöpfen — die Füße, um durch die Tat zu beweisen, daß die Demut das Fundament aller wahren Größe und Liebe ist. Darum sein Wort: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so tuet, wie ich euch getan habe." Und dann beginnt die heilige Handlung. Mit ehrfurchtsvoller Scheu verfolgt der Zuschauer jede Bewegung, jeden Gesichtsausdruck, jedes Wort seines Meisters. Die Einsetzungsworte sind gesprochen. Nun knien sie hin, die Zwölfe, einer nach dem andern; mit kindlich gläubigem, demutsvollem Herzen empfangen die sonngebräunten, rauhen Männer den Leib des Herrn. Was mag ein Liebesjünger beim Empfang der wunderbaren Speise gefühlt haben! Nie kam mir so recht zum Bewußtsein, wie sehr die Spieler von O. von ihrer hohen Aufgabe durchdrungen sind. Sie gingen in ihren Rollen ganz auf. Es war ein Miterleben in Sprache, Haltung und Geberde. Man hätte im Abendmahlssaale mit den Aposteln hinknien mögen. Ja, die hl. Eucharistie bleibt der Mittelpunkt unseres Glaubens, unserer Gedanken, unseres Herzens. Sie ist das ewig herrliche Denkmal der Liebe Christi. Wie viel stilles, weittragen-

des Wirken geht von ihr aus! Niemand ahnt die ungezählten Wunder, die täglich in den Menschenherzen vom Tabernakel aus gewirkt werden. Aber Christus kleidet seine erhabendsten Taten in das Kleid der Unscheinbarkeit, damit wir umso vertrauensvoller ihm nahen.

Ein Kontrast zu dieser friedlichen, die Seele ergreifenden Szene bildet der Auftritt bei Pilatus. Umtobt von den aufrührerischen Juden ruft der an die Grausamkeit des römischen Amphitheaters gewohnte Römer voll Mitleid: „Ecce homo!" Aber niemand erhebt seine Stimme für ihn, der allen nur Wohltaten gespendet hat. „Mein Volk, mein Volk, was hab ich dir getan, womit dich so betrübt, sag an?" Einsamkeit des Gottmenschen! Wer hat in seinem Leben nicht ähnliche Stunden erlebt? Doch Christus hat sie zuerst durchgelitten. Mit kurzer Bündigkeit sagt von ihm die Schrift: Jesus aber schwieg. Ein beredtes Schweigen! Sie offenbart die ganz Seelengröße und Seelenstärke des Welterlösers, der seiner erhabenen Aufgabe bewußt, nur eines kennt, den Willen desjenigen zu tun, der ihn gesandt hat.

Bald begegnet uns Christus auf dem Kreuzweg. Rechts von der Bühne wankt der Heiland daher, mit dem Marterholz beladen. Links erscheint die Gestalt der Gottesmutter. Sie tritt ihrem geliebten Sohn entgegen. Welch ein Begegnen! Atemlose Spannung hält mich gefangen. Fast stockt das Herz in seinem Schlag. Wie betrübte und erfreute sich der Heiland beim Anblicke seiner Mutter! Und sie! Wie schrecklich martert ihre feinfühlende Seele Simeons Schwert! Sie folgt ihrem Sohne Schritt für Schritt. Im heißen Kampf der Leiden will sie mit ihm gehen. Ich erinnere mich eines Liedes aus der Jugendzeit, das wir während der Fastenzeit oft im Kindergottesdienst sangen:

„Den Sohn sieht die Mutter, zum Kreuzholz geführt,
Der Sohn sieht die Mutter, von Mitleid gerührt,
Maria und Jesus, zwei Herzen, ein Herz!
O Anblick, o Abschied, o tödlicher Schmerz."

Wie viel Mut fordert oft der Gang auf unserem Kreuzweg! Aber schmerzlicher und tiefer berührt uns das Leid eines geliebten Menschen, besonders, wenn wir diesem Leid macht- und hilflos gegenüberstehen. In diesen Stunden tröste uns Christi Mutter starkmütige Liebe.

Endlich erreicht die Handlung den Höhepunkt. Das Kreuz ist erhoben und überschaut die Erde als ein Zeichen der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes. Da hängt der Welterlöser, ein Bild des grausamsten Elendes, der Verlassenheit und der Pein. Alles hat er dem himmlischen Vater für die sündige Menschheit geopfert: seine Heimat und Freunde, seine Ehre und Gesundheit und jetzt sein kostbares Leben. Der Haß seiner Feinde schlug ihn ans Kreuz — aus Liebe bittet er für sie um Vergebung. Dem Schächer erweist er seine Gnade. Dem Johannes und damit uns allen übergibt er seine Mutter als kostbares Erbe. Düster weht's um Kalvarias Höhe. Selbst der Himmel scheint dunkel — wolkenschwer. Da tönt durch die Dunkelheit und Stille Jesu lauter Ruf: „Eloi, Eloi, lamma sabachtani!" Nun ist Christus in einem Meer von inneren und äußeren Leiden begraben. Selbst der Vater, der Trost und die Zuflucht aller Verlassenen, hat sich in unerforschlicher Weise von ihm zurückgezogen. Das war das Bitterste im Leiden Christi. — Wenn Menschen uns verlassen, dann fliehen wir zu Gott und es ist leicht, menschlichen Trost zu entbehren, wenn Gott uns nahe ist. Aber wenn auch er sich zurückzieht, Er, das innerste Glück und Leben unserer Seele, wenn wir so ganz unserem sündigen Selbst, jener schaurigen Nacht und Hölle überlassen sind, aus der kein Hilferuf und Angstschrei uns erlöst, dann trinken wir einen Tropfen aus jenem bittersten Kelche, den Jesus in barmherziger Liebe für uns getrunken hat. Und diese Stunden — Golgathastunden — sie führen zur Höhe.

Nach den bangen, leiddurchtränkten Szenen der Kreuzigung sehnt sich die Seele nach des Ostermorgens frohem Alleluja. Vorbei ist die schreckliche Blutarbeit. Jesus ruht im Grabe. Fromme Frauen wallen in der Frühe zu seiner Ruhestätte, um ihn einzubalsamieren. Aber ein Engel verkündet ihnen, daß er auferstanden ist. Sie eilen fort, den Jüngern die Freudenbotschaft zu melden. Magdalena ist allein zurückgeblieben. Sie hat die Botschaft des Engels nicht gehört. Im Garten des Josef von Arimathäa ist ein Grab, das alles umschließt, was ihr teuer war. Bleischwer schleppen sich seit ihres Meisters Tod die Stunden dahin. Jetzt vergräbt sie ihr weinendes Gesicht in den Händen. Da plötzlich steht er vor ihr, lichtumflossen, verklärt! „Maria" hört sie in wohlbekanntem Klange. O, das ist seine Stimme. „Rabbuni!" Eine Welt von Liebe liegt in dem Wort — und sie stürzt ihm zu Füßen. Ja, das ist er, der Vielgeliebte, der Freudenbringer, der einst zu ihr die unvergeßlichen Worte sprach: „Deine Sünden sind dir vergeben." Durch alle Welten möchte sie nun hineilen und rufen, daß Berge und Felsen, Himmel und Erde davon widerhallen: Alleluja — er ist auferstanden!

Nach dem imposanten Schlußchor schließt das einzig schöne Spiel, bei dem man, trotz der acht Stunden Dauer, alles um sich her vergißt, die Seele erquickt und erfüllen läßt mit dem Höchsten und Tiefsten, was irdische Kunst bieten kann. Vieles habe ich mitgenommen in mein Schulzimmer, und wenn ich jetzt in der Fastenzeit mit meinen lieben Mädchen die Leidensgeschichte unseres Herrn behandle, dann weilt mein Geist noch oft im schönen Oberammergau, wo gewiß schon in Hunderten von Menschenherzen Christusliebe und Glaubensinnigkeit neu entfacht wurden. J. St.

Die Jugendlektüre, ihre Förderung und Kontrolle.

Von J. B.

(Fortsetzung)

Es ist aber keine leichte Sache, für die Kinder zu schreiben. Es braucht dazu nebst dem nötigen schriftstellerischen Talent vor allem eine kindliche Denkungsweise, eine aufrichtige Liebe zu den Kleinen, eine tiefgehende Kenntnis der Kinderseele und eine feine Beobachtungsgabe des jugendlichen Lebens und Treibens. Warum wird Christ. Schmid von den Kindern so gerne gelesen? Weil die herzliche Liebe zu den Kleinen so warm aus seinen Worten spricht; weil er es versteht mit ihnen zu denken, weil er, wie er selber sagt, vor allem darauf bedacht war, in ihrer Sprache zu reden.

Viele Jugendschriften sind so erbärmlich langweilig (auch neuere), daß das Lesen einer solchen einer Strafaufgabe gleichkäme. „Wenns halt nid im Holz ist, gits e kei Pfiffe" und wenn einer noch so ein gelehrter Kopf ist, wenn ihm die oben aufgezählten Eigenschaften fehlen, wird er kein Jugendschriftsteller.

Andere Jugendschriften sind in einem zu ernsten Tone geschrieben; immer muß ein Unglück passieren, wo bald der Vater, bald die Mutter, bald die Kinder weinen müssen. „Mehr Freude," würde Bischof von Keppler diesen Autoren zurufen.

Soviel ist sicher und es läßt sich davon nichts abmarkten: Wer die Kinder nicht versteht, den verstehen auch die Kinder nicht.

Die Sprache einer Jugendschrift sei ferner literarisch ästhetisch. Die modernen Kritiker stellen das ästhetische Prinzip bei der Beurteilung einer Jugendschrift ganz obenan. Sie erheben die Kunst zur Gottheit, neben welcher es keine andern Götter gibt. Es ist ja sehr gut, daß man heutzutage den Kunstwert einer Jugendschrift mehr betont als das früher der Fall war. Wenn aber die Aesthetik allein als oberste Richtschnur für die Beurteilung eines Buches aufgestellt wird, so ist das entschieden zu weit gegangen. Es muß zugegeben werden, daß es früher Schriftsteller gab, die sich um den Stil rein nichts kümmerten und darum schwerfällig und holperig schrieben. Ihre Aufmerksamkeit wurde nur dem Inhalt des Buches zugewendet.

Welche Stellung haben wir in dieser Sache einzunehmen? Wollen wir unsern Christ. Schmid, den Verfasser der Ostereier, Ludwig, der kleine Auswanderer, Rosa von Tannenburg, Heinrich von Eichenfels u. v. a. hinauswerfen aus unsern Bibliotheken. Ich denke — nein — Wenn auch in stilistischer Beziehung hie und da ein Tüpflein auf dem „I" fehlt, gebührt seinen Schriften immer noch ein Ehrenplätzchen auf dem Büchergestell.

Bei der Auswahl eines Buches ist zu berücksichtigen, doch soll nicht ausschlaggebend sein

3. Die Ausstattung.

Bücher mit zu kleinem Druck sind augenverderbend und darum verwerflich. Jugendschriften mit zu kleinem oder verschwommenem Druck schaden den Augen mehr, als solcher in den Schulbüchern, weil oft in den erstern ganze Stunden und halbe Tage lang ununterbrochen gelesen wird. Und wo wird gelesen? In der Küche, beim Spazierengehen, bei Sonnenglanz, bei Dämmerlicht usw. Ein solcher Wechsel bewirkt nach dem Urteil der Augenärzte eine Verminderung der Sehschärfe.

Sollen die Jugendschriften mit Bildern geschmückt sein? Solche mit Bildern haben einen gewissen Vorzug; denn die Bilder haben entschieden einen bildenden Wert. Sie vermitteln das bessere Verständnis des Inhalts und bilden den Geschmack für das Schöne. Sollten die Bilder aber ihren Zweck erreichen, so dürfen sie nicht nur Karrikaturen à la Hodler sein: Gestalten mit affenähnlich langen Armen und Beinen, verrenkten Gliedmaßen, viereckigen Köpfen, unnatürlich in Gestalt und Haltung. Wozu soll das frommen? Lieber keine Bilder als solche! Besser wenige und rechte, als viele und schlechte. Es ist durchaus nicht notwendig, daß die Jugenschriften reich illustriert sein müssen; ein schönes Titel- und zwei drei Einschaltbilder mögen genügen. Künstlerische Bildchen enthalten die Jugendschriftenserien Kinderfreude (Herder, Freiburg) und Sonnenschein (Benziger, Einsiedeln).

Es ist schade, außer für Geschenkwerke, Bücher mit Luxuseinband zu kaufen. Stark soll der Einband und gut geheftet soll das Buch sein. (Wenn möglich nicht mit Draht geheftet). Gebunden gekaufte Exemplare kommen billiger zu stehen, als wenn man sie broschiert kauft und sie selber einbinden läßt. (Schluß folgt.)

Weise Worte zur Beherzigung.

Fragten wir uns öfter: was will ich tun oder vermeiden, wie will ich mich verhalten, damit mir Verständnis, Achtung, Zuneigung zum Lohn werde, anstatt daß wir das alles als notwendige Voraussetzung fordern, — wir litten manchmal weniger und auch das Reich Gottes litte weniger durch Mißverständnisse und Mißhelligkeiten innerhalb der Gesellschaft seiner Kinder. Paulina Herber.

9. Jahrgang. Nr. 4. 26. April 1923.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Lehrerin, Ruswil (Kt. Luzern)

Inhalt: Die Jugendlektüre, ihre Förderung und Kontrolle (Fortsetzung). — Hin zu Maria! — Der Fleißzettel. — Vereinsnachrichten.

Die Jugendlektüre, ihre Förderung und Kontrolle.

Von B. J.

(Fortsetzung.)

Es ist früher gezeigt worden, daß ein großer Teil der ältern und auch der neuern und neuesten Jugendschriften nichts taugen: zu gelehrt, überspannt, gegen die Sittlichkeit, Liebeständeleien, langweilig, spezifisch protestantisch, zu sinnlich, katholikenfeindlich, sehr aufregend, verwässertes Zeug, Schauergeschichten, ohne Gehalt, nicht für die Jugend, sondern für Erwachsene passend etc.

Der stärkste Damm gegen solche Lektüre sind gute Jugendbibliotheken; sie sind das beste Mittel zur Bekämpfung der Schundliteratur. Geistliche, Lehrer und Eltern sollten, wo keine Jugendbibliotheken vorhanden sind, sich zusammentun, um solche zu gründen; ja, es wäre gut, wenn neben einer größern Bibliothek in einer Gemeinde jede Oberschule für sich eine kleine Büchersammlung für die größern Schüler besitzen würde, denn:

1. wäre es für den Schüler bequemer, sich beim Lehrer ein Buch zu holen, als eine halbe Stunde darnach zu laufen und sich an eine bestimmte Stunde zu halten;

2. könnte der Lehrer beim Unterricht Bezug nehmen auf den Inhalt eines gelesenen Buches seiner Sammlung. Unterricht und Lektüre würden einander ergänzend zur Seite stehen;

3. könnte sich der Lehrer selbst überzeugen, ob ein Schüler das bezogene Bibliothekbuch auch wirklich gelesen und sich mit Verständnis in dessen Inhalt vertieft habe;

4. würden die Kolporteure weniger gute Geschäfte machen, wenn die Leute guten Lesestoff gratis zum Lesen beziehen könnten. Gelesen muß halt sein und wenn die Leute nirgends passende Leseware auftreiben können, so bestellen sie selber etwas oder fallen einem zungengewandten Kolporteur ins Garn. (Dem Referenten ist ein Fall bekannt, wo 1914 drei junge Burschen — Knechte — sich gemeinsam für 90 Fr. Buffalo-Bill-Schriften abonnierten).

Bei der Gründung einer Bibliothek muß man nach Brentano — es wird vorausgesetzt, daß noch einige ältere Werke vorhanden seien — nicht zuerst das Vortreffliche anschaffen, sondern es tue not, das Schlechte, Verkehrte, Falsche abzuschaffen.

Nach welchen Gesichtspunkten eine Jugendschrift abgefaßt sein soll, wurde im 1. Teil meiner Arbeit klargelegt. Bei Ankauf von Büchern sollte möglichst darauf Bedacht genommen werden; doch sei man nicht allzu engherzig. Um hierin das Richtige zu treffen und nicht Fehlgriffe zu begehen, ist unbedingtes Erfordernis, sich eines erprobten, von Fachmännern zusammengestellten Jugendschriftenkataloges zu bedienen. Als solche können empfohlen werden:

1. Dr. Herm. Rolfus. Verzeichnis ausgewählter Jugend- und Volksschriften. Herder, Freiburg. Geb. 3.50 Fr. (etwas veraltet).

2. Wegweiser durch die Jugendschriftenliteratur; eine Beurteilung von mehr als 5000 Jugendschriften, herausgegeben vom kathol. Lehrerbund Oesterreich, bearbeitet von Jos. Hofer, Wien. Verlag kathol. Lehrerbund. Preis brosch. 3.75 Fr.

3. Katalog empfehlenswerter Jugend- und Volksschriften, herausgegeben vom Schweizer. kathol. Erziehungsverein, verfaßt von Chorherr Peter, P. Leonh. Peter Mehrerau, Pfr. Büser, Magdenau, Lehrer Müller, Goßau, und Lehrer Karrer in Lachen-Vonwil. Solothurn. Verlag Buchdruckerei Union. Preis 1 Fr.

Um die Jugendschriftenliteratur mit gutem Stoff zu bereichern und die Jugendlektüre zu fördern, wäre es wünschenswert, wenn z. B. vom Schweizer kathol. Erziehungsverein ein Preisausschreiben für gute Jugendschriften stattfinden würde.

Eine wichtige Sache für die Gründung und Erhaltung einer schon bestehenden Jugendbibliothek ist der Finanzpunkt. Man kann hier nicht

nach dem Rezept des Kochbuches verfahren: „Man nimmt". Sondern das nötige Geld muß durch milde Beiträge, durch Legate etc. zusammengebracht werden.

Aus Sparsamkeitsrücksichten von Antiquaren Sammlungen von Jugendschriften anzukaufen, ist nicht immer oder nur selten ratsam, da solche Sammlungen gewöhnlich viel unbrauchbares Zeug enthalten, mit dem nichts anzufangen ist u. das doch gleichwohl bezahlt werden muß.

Für Jugendbibliotheken teure Bücher anzuschaffen, ist nicht haushälterisch. Es gibt viele gute Jugendschriften, die zu sehr billigem Preis zu haben sind, währenddem es wieder teure Werke gibt, von denen nichts schön ist, als der Deckel, der Schnitt und das feine Papier. Sehr billig und gut sind: Nimm und lies! 1. Serie 56 Bändchen, geb. in 14 Bd. à 1 Fr., Hellinghaus Dr. O. Ausgewählte Jugendschriften cart. à 30 Pfg.

Wichtig ist die Ausscheidung der Jugendschriften nach Altersstufen. Einer der zuverlässigsten Jugendschriftenkenner, Ommerborn, betrachtet die Austeilung von Jugendschriften an Kinder unter 10 Jahren als verfrüht. Kellner ist der gleichen Meinung: „Jugendschriften für Kinder von 6—9 Jahren sind in der Regel pädagogische Fehlgeburten, welche verderblich wirken, weil sie die Kleinen aus ihren natürlichen Kreisen und Verhältnissen herausheben und eine schädliche Treibhauskultur fördern." Dr. Rolfus gibt die Grenze nach oben an, indem er sagt: „Ich glaube, daß für 16jährige Leser die Jugendschriftenliteratur aufhört."

Für Kinder unter 10 Jahren passen am besten Bilder-, Spruch- und Malbücher, Ernst und Scherz fürs Kinderherz, 1. Stufe, kurze Märchen, Fabeln, Legenden, event. ganz kurze Erzählungen. Ich glaube, es würde genügen, zwei Altersstufen zu unterscheiden: 1. Stufe 11., 12. und 13. Altersjahr, 2. Stufe 14., 15. und 16. Altersjahr.

Innerhalb dieser Altersgrenze muß auch wieder auf die Intelligenz des Lesers Rücksicht genommen werden.

Herold meint, eine strenge Ausscheidung der Lektüre für Knaben und Mädchen habe erst für die schulentlassene Jugend pädagogische Berechtigung. — Beim Austeilen findet man schon, welche Bücher mehr für Knaben und welche mehr für Mädchen passen. (Schluß folgt.)

Hin zu Maria!

„Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht."

Ist es nicht vielen von uns ähnlich oder gleich ergangen, wie diesem frommen Dichter? Wer zählt die Stunden seligen Glückes, welche die schönheitsdurstige Seele schon gekostet in der Betrachtung des Gnadenreichtums und der Seelenschönheit Mariens! Obwohl wir diese nur von ferne zu ahnen vermögen, erfüllen doch Jubel und Wonne unsere Herzen bei ihrem Gedanken. — Wer von uns hätte nicht in seines Herzens edelsten Tiefen ein Bild Mariens, ein stilles Heiligtum, wo die wunde Seele sich hineinflüchtet und wo sie bittend, flehend, müde schon gekniet, wenn kalt und öd und leer die Welt und ungerecht und hart die Menschen uns begegneten! Und wer auch hätte nicht schon oft den süßen Muttertrost gefunden in heißem Flehn und kindlichem Vertrauen, in Leid und Weh den Trost der Schmerzensreichen, in Angst und Seelennot den Trost der Mutter der Barmherzigkeit, in Verachtung und Verkennung den Trost der Leidensbraut unter dem Kreuze.

Wieviel haben wir Menschen doch an Maria! In jeder Lebenslage kann und will sie uns verstehen. Daß wir doch immer und sogleich unsere Zuflucht zu ihr nähmen in Freud und Schmerz. Fürchten wir nicht, daß wir uns vom Herrn entfernen. Wir lieben ihn nie inniger, als wenn wir Marias Nachfolger sind. Sie erst lehrt uns Gott kennen und ihn lieben.

Wenn so unser Herz glüht in echter, wahrer Marienliebe und Verehrung, dann lasset uns unsern Lieblingen in der Schule dieses hehre Mutterbild recht lebenswarm vors Geistesauge stellen. O, daß wir es den Kindern tief ins jugendliche Herz senken könnten! — Der Mensch und vor allem die Jugend braucht Ideale, die wie Sterne in dunkler Nacht ihrem Leben Richtung und Ziel weisen. Hier, in Maria, findet die suchende Seele ihr Lebensideal, mit dem kein Mensch sich nur von weitem je vergleichen ließe und das doch von einer so wunderbaren Schlichtheit des Lebens erzählt, die unter der Zahl der Heiligen ihresgleichen sucht. Bitten wir Jesus, der uns das erste und vollkommmenste Beispiel gab, Maria zu ehren, er möge ihr Bild in die Kinderherzen graben, recht tief und lebendig, daß es ihnen in guten und bösen Tagen ein Schutz und Schild, ein Spiegel und Vorbild bleibe.

Lasset uns tun, soviel in unsern Kräften liegt, Maria zu ehren durch unsere Liebe, unser Vertrauen und unsere Hingabe, sowie durch eifrige Arbeit im Garten unserer Schule, um Maria ein Heiligtum zu bereiten in den schönen, reinen Seelen der uns anvertrauten Kinder, um sie dann an Marias Hand zu Jesus zu führen, zum Paradiese des Glückes.

Cäcilia.

Der Fleißzettel.

Konferenzarbeit von R. Schicker, Gurtnellen.

Jüngst las ich folgendes: Ermattet lag ein junges Menschenkind an der Heerstraße. Ungerecht verdächtigt, unschuldig verurteilt von seinen eigenen Eltern, war es von der Heimat verjagt worden und sollte nun sich selbst in der Fremde durchschlagen. Da kommt des Weges ein rüstiger Wanderer. Mit vollbepacktem Rucksack, voll Mut und Lebenslust geht er fürbaß seinem Ziele zu. Er sieht den armen Kleinen. Aus seinem Rucksack nimmt er belebenden Trank und kräftige Speise. Der Erschöpfte kommt langsam zu sich. Er klagt sein Schicksal und findet Verständnis. Der Fremde führt den Knaben an sicherer Hand zum nächsten Dorfe, wo er Verpflegung und dann Arbeit und Auskommen findet. „Wer bist du?" fragt der Knabe. „Ein Nachahmer der göttlichen Vorsehung," war die kurze Antwort.

Nachahmer der göttlichen Vorsehung! Sind wir's nicht alle auch? Gehen wir nicht alle auf dem Weg der Jugendfürsorge, der Jugendbildung und Jugenderziehung dahin und finden wir nicht auch an unserm Lebenswege, kleine, nach Liebe hungernde, nach Belehrung dürstende Menschenkinder? Ja, wir sind in erster Linie Jugenderzieher, also Nachahmer der göttlichen Vorsehung, welche im Gottesgarten der gesamten Menschheit mit allen Mitteln erzieht und leitet. Und welches sind diese Mittel? Durchgehen wir die Geschichte ganzer Völker und des Einzelnen: Immer sind es nebst andern zwei Hauptmittel: Belohnung und Strafe. Wir sind gleichsam Herrscher und Herrscherinnen in unserm kleinen, aber bedeutungsvollen Reiche. Unsere Untertanen sind nicht alle gleich. Es würden die Symbole, die einst Kaiser Maximilian der Fünfte anfertigen ließ, auch an unsern Schultüren nicht übel angebracht sein: Ein Blitz und eine Palme, sinnbildend Strafe und Friede. Und rund herum das Spruchband: „Einem jeden nach seinem Verdienst." Was versteht man unter Belohnung? Der unvergeßliche Herr Seminardirektor Baumgartner sel. definiert den Begriff „Belohnung" so: (Erziehungslehre S. 167) Unter Lohn versteht man diejenigen Mittel, welche der Erzieher absichtlich zur Erregung eines Lustgefühles anwendet, um dadurch die sittliche Kraft der Kinder zu stärken und das Gute zu befördern. — Als spezielle Arten von Lohn nennt er folgende: das Lob, Versetzen an einen ausgezeichneten Platz, die Zensur, kleine Ehrenämter, Gewährung unschuldiger Vergnügen, Austeilung von kleinen Geschenken, Prämien, Ermunterung und Versprechen vor der guten Tat als Ausdruck des Vertrauens auf die Willenskraft der Kinder.

Wohl alle, die das Schulszepter führen, haben die eine oder andere oder schon alle diese Belohnungen mit mehr oder weniger Erfolg im Gebrauche. Aber vielleicht lange nicht alle haben dem Fleißzettel als Belohnung die Berechtigung unter den Erziehungsmitteln gelten lassen. Im Gegenteil! Man hört so viel Abschätzendes über denselben.

Was ist der Fleißzettel? Wohl nur ein Stück Papier, rot, blau, grün, weiß, gelb. Für das kindliche Gemüt aber stellt er ein Wertpapier dar; denn in der Verzierung drin steckt etwas das ihm Wert und Bedeutung gibt. Was denn? Dem fleißigen Kinde, — Lob dem Fleiß, — Für gutes Betragen, — Brav, — Sehr gut, — Lob der Reinlichkeit usw. Oft trägt er auch ein hübsches Bild, das zum Gebete, zur Arbeit, zur Sparsamkeit, zum Lernen, zum Bravsein anregt. Oft spricht er zum Kinde in sinnreichen veredelnden Sprüchen und Bibeltexten, dann wieder durch die in Verse gekleidete Moral, die nicht bloß für den Schüler, sondern auch oft für die ganze Familie daheim Geltung hat.

Aber das Aeußere des Fleißzettels ist noch lange nicht, was sein Wesen ausmacht. Ist nicht der moralische Wert des Fleißzettels offenbar? Regt er nicht den Willen des Kindes mächtig an? Und wie hoch ist dieser Wille des Kindes zu werten? Denn, wenn er auf Bravsein, Fleiß, Gehorsam eingestellt ist, dann ist auch sein Weg zum Guten, zum Fortschritt gesichert. Der Fleißzettel ist gleichsam eine Quittung, die zu jeder Zeit vorgewiesen werden kann für geleistete Arbeit und für die dabei verwendete Anstrengung. Und da bekommen nicht nur die Talentierten diese Quittung, auch den Schwachen, sofern sie sich, nach Möglichkeit wehren, wird eine solche verabreicht. Und wie wohl tut diesen eine Belohnung, besonders wenn sie mit einem wohlwollenden, aufmunternden Wort begleitet ist.

Der Fleißzettel ist eine Ehrensache. Er spricht die Zufriedenheit des Lehrers aus und diese ist bei einem braven Schüler von überaus großem Werte.

Er spornt an zum Fleiß, er wehrt der Unaufmerksamkeit, er hält dadurch die Unruhe fern, erweckt gegenseitigen Wetteifer und damit Lust und Freude an der Schule; er stellt den Kontakt mit dem Elternhause her und fördert dessen Schulfreundlichkeit. Nun hört man aber von seinen Gegnern viele Lamentationen: Er nehme Zeit weg, — sei eine Tändelei von Seite der Lehrpersonen und führe auch die Schüler zum Tändeln, — verursache Unruhe und fördere die Schwatzhaftigkeit, — verleite zu Tauschhandel, zum Lügen und Stehlen, — wecke Gewinnsucht, Habsucht, Ehrgeiz und Neid, — das Pflichtgefühl werde unterdrückt, — sei ein Kostenpunkt.

Das Austeilen und das Einsammeln, das Vertauschen an einen wertvolleren Fleißzettel oder ein Bildchen, das braucht einige Zeit; doch deckt sich dieser geringe Zeitverlust mit der Zeitersparnis, wenn die Kinder um dieser lohnenden Aussicht

willen, besser und fleißiger arbeiten und ruhiger sind. Auch wird der Lehrer ja ohnehin den Kindern oft nachgehen bei ihren stillen Beschäftigungen, beim Lesen und Rechnen, überhaupt oft die Runde machen, damit nicht Unfug überhand nehmen kann. Da kann man ja schon eine Anzahl Fleißzettel bereit halten und still als Belohnung hinlegen. Sicher ist diese Art besser, als den ganzen Tag mit dem Stock unter dem Arm durchs Schulzimmer marschieren. Nicht der Stock, der Fleißzettel soll still und bescheiden zuwege bringen, was der Stock erreichen wollte oder sollte. Wie wohltuend das wirkt, weiß nur, wer das leuchtende Kinderauge dann dankbar aufblicken sieht.

Tändelei! Die Lehrperson ist kein Kind mehr, das tändelt. Am Anfang der Schule eine Anzahl Fleißzettel aufs Pult gelegt mit einem verheißungsvollen Blick, oder mit der Frage: „Wer will?" Das wirkt ganz magnetisch auf die Kinder und ist gewiß nicht Tändelei. Wohl kann es vorkommen, daß auf einmal auf der Bank eine ganze Ausstellung hergezaubert wird, besonders von denen, die ihre Aufgabe zuerst fertig haben. Da schimmerts in gelb, grün, blau, rot. Warum dem Kinde diese stille Freude, besonders den Kleinen, nicht gönnen? Es gibt ja dadurch keine wesentliche Störung, besonders wenn sie dann gehorsam und blitzschnell alles zusammenpacken und versorgen, sobald das Kommando ertönt.

Unruhe. Zugegeben, daß es mitunter zu einem kleinen Gespräch kommt, dessen Inhalt sich hauptsächlich auf die Zahl der erhaltenen Zettel bezieht. Oft hilft die Fingersprache mit und die Unterhaltung führt zu praktischem Rechnen. Solche Art Unruhe ist schnell beseitigt, wenn bei wiederholten Verfehlungen die fehlenden etwas von ihrem lieben bunten „Besitztum" abgeben müssen, das wirkt wieder für lange. (Schluß folgt.)

Vereinsnachrichten.

Rheintal. Die Sektion St. Catharina hörte in letzter Versammlung einen sehr interessanten und vielseitigen Vortrag über „Die Familie der Gegenwart" und hatte zugleich den seltenen und sehr lehrreichen Genuß, verschiedenste Zellen in einem ausgezeichneten Mikroskop und apochromatischen Linsen zu betrachten. Passende Bilder für die Fastenzeit und die erbauenden Kläge des Harmoniums umrahmten Referat und wissenschaftliche Demonstration in edelster Weise.

In einem frühern Vortrag lauschten die Lehrerinnen sehr anschaulichen und tiefgründigen Erklärungen über den geologischen Bau des Säntisgebirges. Dabei hatte der hochw. Herr Referent Dr. Schneider in fesselnder Weise die Erklärung der Schöpfung nach dem ersten Kapitel der hl. Schrift mit eingeflochten. Das Erteilen des Unterrichtes in der Biblischen Geschichte wird einem um so lieber und genußreicher, je besser man sachlich in den großartigen Inhalt desselben eindringt.

Ein anderes Thema war z. B. die Penkapolis, die Schrecken des nachmaligen toten Meeres und die auffallenden Befunde der Naturwissenschaft.

Von bitterer Not gedrungen.

Ehrw. Schw. M. Leandria, Kinderbewahranstalt der armen Franziskanerinnen, München, Schwindstr. 14, richtet folgendes Bittschreiben an unsere Frl. Zentralpräsidentin:

Verzeihen Sie, wenn ich in höchster Not nochmals mit der ergebenen Bitte um Hilfe, mich Ihnen zu nahen getraue. Unsere Anstalt ist, wie schon früher geschildert, in sehr armseligen Verhältnissen entstanden und durch den Krieg die wirtschaftliche Notlage und sprunghafte Teuerung in äußerste Bedrängnis geraten. Wir haben 300 Kinder von der Straße zu erziehen und zu verköstigen. Wir Schwestern haben ein Tagesgeld so winzig klein, daß wir uns dafür nicht das kleinste Stück Brot kaufen könnten. Wir haben uns, um den äußersten Lebensbedürfnissen zu genügen und die Kinder nicht hungern und frieren lassen zu müssen, in große Schulden gestürzt. Die Lieferanten drängen auf Zahlung und wir haben kein Geld.

Hätten Sie doch die Güte, in Ihrem hochgeschätzten Verein ein Scherflein für unsere Anstalt sammeln zu wollen, um der Liebe Christi willen bitte ich Sie. Wohl weiß ich, daß Sie sehr in Anspruch genommen werden von allen Seiten, aber schlagen Sie einer armen Klosterfrau, die um Gotteslohn am Wohle der leidenden Menschheit arbeitet, diese Bitte nicht ab. Gottes Segen wird Sie dafür beglücken und unser, wenn auch schwaches Gebet wird Sie entschädigen.

Dieses Bittgesuch sei den verehrten Kolleginnen warm empfohlen. Wer etwas spenden will, möge es direkt an die genannte Adresse senden.

Ferienaufenthalt im „Habichtshof"

dem gemeinsamen Erholungs- und Ferienheim des Kath. Tiroler Lehrervereins und des Vereines für christliche Erziehungswissenschaft, süddeutsche Gruppe. — Die herrliche Höhenlage des Hauses (über 1000 Meter) im schönen Stubaital, zwischen Fulpmes und Neustift, die Nähe des eigenen Waldes und des kräftigen Heilbades Medratz, der heimartig geregelte Betrieb bei möglichst entgegenkommenden Preisen und die Hauskapelle mit Messelizenz für Priester geben die Gewähr, dass das Haus den Gästen ein schönes, bequemes Heim bietet. Angenehmer Ferienaufenthalt für die katholische Lehrerschaft Tirols, der österreichischen Bundesländer, Deutschlands und des befreundeten Auslandes und deren Angehörigen sowie für hochw. Herren Religionslehrer. Betriebsbeginn 1. Juli, ev. 15. Juni. Baldige Anmeldung angezeigt. — Mitteilungen und Anfragen sowie Anmeldungen als Gäste sind an die **Heimleitung** zu richten unter der Adresse der **„Kath. Volksschule", Innsbruck, Maria Theresienstrasse 40.**

9. Jahrgang. Nr. 5. 17. Mai 1923.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Lehrerin, Ruswil (Kt. Luzern)

Inhalt: Die Jugendlektüre, ihre Förderung und Kontrolle (Schluß). — Der Fleißzettel (Schluß). — Das Interesse. — Von den Schicksalen einer Lehrerinnenschrift. — Totenglöcklein.

Die Jugendlektüre, ihre Förderung und Kontrolle.

Von B. J.

(Schluß.)

Immer und immer wieder muß gegen die überhandnehmende Lesewut angekämpft werden. Gegen diese Krankheit wirkt Diät am besten, d. h. nicht mehr als die gewissen Portionen und Abwechslung in der Kost, d. h. z. B. alle 14 Tage ein Buch und nicht mehr und Lesestoff aus verschiedenen Gebieten und von verschiedenen Verfassern.

Die Zeitungen mit ihren ausführlichen Berichten über Sittlichkeitsvergehen aller Art sind keine Jugendlektüre, sowenig jene Wochenzeitungen, die im Inseratenteil schändliche Bücher ausschreiben oder Mittel zur Verhinderung der Conzeption anpreisen. Wie töricht sind jene Eltern, welche glauben, eine solche Lektüre schade ihrem 14jährigen Buben nicht. Der Lehrer kann den Schülern das Zeitungslesen nicht verbieten, das ist Sache der Eltern; er kann bloß einen Wunsch ausdrücken, indem er den Schülern sagt, daß das, was in den Zeitungen stehe, nur für die Erwachsenen bestimmt sei und somit nur für diese Interesse habe, daß die Zeitungen für Kinder zu gelehrt geschrieben seien. — Darum habe man für Kinder besondere Zeitungen und Zeitschriften herausgegeben, so den Kindergarten, den Schutzengel, die Efeuranken, usw.

Den Schülern soll nicht gestattet werden, andern Lesestoff in die Schule zu bringen, als ihre Schulbücher. Um sich hierüber zu vergewissern, könnte eine sogen. Habersackvisite, wie sie Hr. Inspektor Stutz empfahl, nichts schaden.

Gehören Karl Mays Reiseromane in eine Jugendbibliothek? Nein! In Bayern sind diese Romane in den Schulen verboten. Die „Literarische Warte“ urteilt über dieselben: „Mays Romane gehören zum Genre der lediglich auf Sensation berechneten Unterhaltungsromane, deshalb lehnen wir sie vom ästhetischen Standpunkte aus ab. . . Für die Literatur und einen guten Geschmack sind sie ebensowenig wie jeder beliebige Kolportageroman.“

Ganz besonders ist das Lesen von Jugendschriften dem Lehrer zu empfehlen, denn dadurch kann er:

1. sich den so notwendigen kindlichen Geist erhalten,
2. sich von dem Inhalt eines Buches selbst überzeugen, ob und für welche Stufe es passend sei,
3. wird dadurch die Jugendlektüre gefördert, indem er selbst kennen lernt, welche Schriftsteller für die Jugend anziehend und passend zu schreiben wissen,
4. findet der Lehrer geeigneten Stoff zum Vorerzählen. Wer glaubt, daß dieses etwas Ueberflüssiges sei, dem mögen die Worte Kellners gelten: „Einen Lehrer, der nicht erzählen kann, möchte ich kaum ansehen. Ihm fehlt ein Hauptmittel zur Herzensbildung seiner Schüler und zur Befreundung mit dem Volke.“

Noch einige Worte zum Kapitel Klassenlektüre. Was versteht man darunter und was ist davon zu halten? In vielen Schulen in und außerhalb unseres Kantons haben alle Schüler einer bestimmten Klasse eine vom Lehrer zu bezeichnende Schrift anzuschaffen. Preis 5—20 Cts. Das Büchlein ist nun Klassenlektüre und wird nun während eines ganzen Semesters oder Schuljahres durchgearbeitet: vor- und nacherzählen, vor- und nachlesen, schriftliche Verarbeitung — mehrere Themen — Verwertung für den Zeichen- event. auch für den Geschichts- u. Geographieunterricht etc.

Die Klassenlektüre ist eine praktische Schule für das verständnisvolle und nüchterne Lesen und ein geeignetes Mittel zur Bekämpfung der überhandnehmenden Lesesucht.

Man will mit dieser Klassenlektüre gute Erfahrungen gemacht haben und wäre somit die Einführung derselben in den obern Klassen der Primar- und der Sekundarschule probeweise nur zu empfehlen.

Um sich bei Anschaffung von Jugendschriften vor Täuschungen und Enttäuschungen zu bewahren, muß hier noch nachgetragen werden; man lasse sich nicht irre führen:

1. Durch den Namen des Schriftstellers. Der nämliche Autor kann gute und nicht empfehlenswerte Schriften verfaßt haben, z. B. sagt Peter, nachdem er die Werke Christ. Schmids sehr empfohlen hat: „Indes soll von ihm keineswegs alles gebilligt sein: das eine oder andere, wie z. B. der gute Fridolin und der böse Dietrich, Adelheid von Talheim etc., dürfte ganz ausgeschaltet werden; auch paßt manches nur für die reife Jugend, einiges sogar schlecht für das Volk." Das Gesagte gilt für Dutzende von anderen Schriftstellern.

2. Man lasse sich nicht irre führen durch die Ausgabe.

Viele Jugendschriften sind in irgend einer Ausgabe zu empfehlen, in einer anderen Ausgabe aber nicht. Das trifft hauptsächlich zu bei den Märchenausgaben von Andersen, Bechstein, Grimm, Hauff, u. a. m.

3. Man lasse sich nicht irre führen durch den Titel des Buches.

Es gibt ca. zehn verschiedene „Robinson", einige „Onkel Thoms Hütte". von denen nicht alle gut sind. Die Bücher haben den gleichen Titel, aber nicht den gleichen Verfasser.

A. Wetzel meint, man solle belehrende Bücher den bloß unterhaltenden vorziehen und vergleicht die unterhaltende Lektüre mit den Speisen, welche mehr zum Vergnügen, als zur Ernährung und Kräftigung des Körpers dienen. Das mag ganz richtig sein, daß die belehrende Lektüre den Vorzug verdient; aber wenn der Leser nicht den Lesestoff findet, der ihm zusagt — und das sind die Erzählungen — so bleibt er einer Bibliothek fern und greift nur zu oft zu verwerflichem Lesefutter oder steckt das Lesen ganz auf und treibt dafür etwas anderes, das keines Lobes verdient.

Also besteht der Hauptbestand einer Bibliothek aus gut ausgewählten, anziehenden Erzählungen. Auf diese Weise kann manches gute Samenkorn in das empfängliche Kinderherz ausgestreut werden. Daneben mögen auch Werke aus andern Wissensgebieten Platz finden: Religiöses, Biographien, Vaterländisches, Kirchen- und Weltgeschichtsbilder, Erd- und Völkerkunde, Naturwissenschaftliches etc.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, daß die Jugendschriftenliteratur schärfer mit pädagogischem Blicke betrachtet wird, als das durchschnittlich bisher geschehen ist, daß nicht das Wort der Schrift Anwendung finde: „Während die Leute schliefen, kam der Feind und säte Unkraut unter den Weizen."

Der Fleißzettel.

Konferenzarbeit von R. Schicker, Gurtnellen.

(Schluß.)

Tauschhandel, Betrug, Lügen, Stehlen! Auch schon dagewesen! Aber sicherlich nur bei schlimm veranlagten Kindern! Und ist dann wirklich der Fleißzettel schuld? Ist nicht dem diebisch veranlagten, dem erblich belasteten Kinde alles Gelegenheit zum Stehlen, Lügen, Betrügen? Denn es ist nur allzu wahr: Wer lügt, der stiehlt auch und umgekehrt. Und das naschhafte, das unmäßige Kind, benützt es nicht jeden Anlaß, um sein sinnliches Gelüsten zu befriedigen? Es wird um einen Apfel, um ein Stück Brot, um Schleckereien seine Fleißzettel hergeben. Der Fleißzettelschwindler ist aber in der Regel leicht zu entdecken aus dem Verhalten gegenüber dem Fleißzettel.

Gewinnsucht, Habsucht, Ehrgeiz. Auch diese Auswüchse kommen vor bei besonders ehrgeizigen und strebsamen Kindern. Je mehr er hat, je mehr er will, zeigt sich auch hier. Aber auch das Streberthum, das Protzentum war schon vor dem Fleißzettel auf der Welt. Tatsache ist: je mehr ein fleißiges Kind solche Zettel in den Händen hat, um so mehr wächst die Lust und Freude an ihnen und die Begierde nach vermehrtem „Besitz". Und es gibt wirklich ehrgeizige Kinder, die es mit zäher Ausdauer dahin bringen, die höchste Zahl zu erobern und die dann auch soweit gehen können, auf die andern mit Stolz und Ueberlegenheit und Selbstbewußtsein herabzuschauen. Und es gibt andere, die trotz aller Anstrengung es nicht so weit bringen und die dann mit Neid u. Scheelsucht auf die Beglückten schauen. Erzieher, hier zeige deine Kunst! Habe besonders acht auf die Ehrgeizigen und auf die Talentvollen! Mache dem ersten die Sache nicht zu leicht, belohne nur, wo wirklich Anstrengung vorhanden war. Achte auf die Neidischen! Studiere ihre Mienen, ihre Züge und hast du sie an scheelsüchtigen Gedanken und Blicken ertappt, dann rüge. (Am besten unter vier Augen). Sei streng gerecht und erkläre, warum du z. B. dem schwachen Kinde für eine weniger gute, aber mit möglichstem Fleiße gemachte Arbeit eine Belohnung gibst, während das andere, das spielend leicht alles zustande bringt, leer ausgeht.

Unterdrückung des Pflichtgefühls. Das Kind werde Lohnarbeiter und habe keine höheren Ziele im Auge. Wir haben als Erzieher das Pflichtgefühl der Kinder unter allen Umständen zu wecken und zu pflegen. Wir sagen dem Kinde, daß der lb. Gott

und die hl. Schutzengel uns sehen, unsere Arbeit werten und hinterlegen für eine glückselige Ewigkeit. Wir machen ihm begreiflich, daß wir zu jeder Arbeit den Segen Gottes nötig haben; wir lehren es die gute Meinung. Das Kind wird inne, daß es sich schon frühe anstrengen muß, um einst im Leben ein brauchbarer Mensch zu werden.

Darf man ihm dann nach erfüllter Pflicht nicht einen kleinen Lohn geben, der wieder zu neuen Leistungen anspornt? Und warum sollte man ihm diesen Lohn nicht hie und da in Aussicht stellen dürfen? Baumgartner sagt: „Die Belohnung wird vom menschlichen Gefühle geradezu gefordert." Und das ist der psychologische Grund, warum unter den Erziehungsmitteln die Belohnung nicht fehlen darf. Wenn das im allgemeinen von der Belohnung gilt, warum nicht auch vom Fleißzettel? Seine Berechtigung liegt im Bestreben des Erziehers, den Zögling an der Ausübung des Guten schon in einem Alter zu gewöhnen, in dem dessen Pflichtgefühl zu wenig entwickelt ist, als daß der Erzieher allein auf Grund seiner Autorität den Zögling veranlassen könnte oder wollte, das Gute zu tun. Sind die Kinder größer geworden und erachten sie den Gehorsam und das Lernen als Pflicht, so fällt selbstredend der Fleißzettel dahin; nicht aber die Belohnung. Der Mensch ist eben Mensch. Er muß zu allem einen lebendigen Ansporn haben, nicht bloß von „drüben" her, sondern auch von hier „unten". Darum lassen wir dem Fleißzettel seinen Platz, der ihm gebührt, wenigstens auf der Unter- und Mittelstufe.

Der Kostenpunkt! Ja und nein! Scheuen wir die Mühe nicht, den Fleißzettel selber zu machen. Ein einmaliger Ankauf eines Stempels ermöglicht in kurzer Zeit eine große Anzahl solcher zu fertigen. Einige 100 genügen fürs ganze Jahr. Und zum Beginn des neuen Schuljahres macht man sich wieder neue. Papier in allen Farben bringen oft die Kinder selber herbei, oder es wird vom Buchbinder als Abfallpapier gratis oder ganz billig abgegeben.

So ist der Kostenpunkt ein geringer. Vor allem muß vermieden werden, daß der Fleißzettel zum System werde und die Schüler meinen, es müsse unter allen Umständen eine Belohnung verabreicht werden. Darum soll man ihnen dieselbe nicht immer vor der Arbeit versprechen, sondern gebe sie meist ohne, daß sie darauf rechnen. Das schließt aber nicht aus, daß man nicht zu Anfang der Woche oder des Monats sagen darf: „Will sehen, wer diese Woche, diesen Monat der Fleißigste ist, wer am Ende am meisten Fleißzettel den lb. Eltern zeigen kann." So entsteht ein reger Wetteifer.

Auch die Reinlichkeit hat die Probe zu bestehen. Jeder unsaubere Fleißzettel wird schonungslos zerrissen und dadurch entwertet. Hier möchte ich noch die Bemerkung einschalten, daß es auch zur Pflege der Reinlichkeit in bezug auf die Schulbücher, Hände, Gesicht, Hals, Ohren viel nachhilft, wenn man unvermutet einen Fleißzettel gibt, denen, die ihre Bücher von sich aus wieder frisch eingebunden, die Tafel geputzt, die Griffel extra schön gespitzt haben oder sich ganz besonders durch Sauberkeit auszeichnen. Das hilft oft mehr als Stock und Strafe und Drohung und tut besonders den Eltern wohl.

Alles zu seiner Zeit, alles mit Maß und kluger Erwägung, wenn's fruchten soll! Das gilt auch vom Fleißzettel, der seine Gegner hat, aber mancherorts auch mit gutem Erfolg im Gebrauch ist.

Das Interesse.

Der dauernde Erfolg des Unterrichtes hängt in erster Linie vom Interesse ab, das der Schüler der Sache entgegenbringt. Alles, was ihn nicht interessiert, verfliegt nach kurzer Zeit. „Nur dann werde ich zur genauen Kenntnis einer Sache kommen, sodaß ich sie als Ganzes und in ihren Teilen besitze und dauernd besitze, wenn ich mich ihr hingebe, mich in sie versenke: wenn ich Interesse und Aufmerksamkeit für sie habe." (L. Rogger, Psychologie.) Herbart nennt das Interesse das Hauptziel allen Unterrichtes. Darum sagt er: „Man suche den Schüler zu interessieren, damit er lerne; pädagogisch richtig sei das Umgekehrte; es solle gelernt werden, um ein Interesse auch für spätere Zeiten zu begründen."

Bekannt ist der hohe Wert, der beim Unterrichte der Aufmerksamkeit der Schüler zukommt. Es gibt aber eine gewisse Art Aufmerksamkeit, die bloß eine äußerliche, erzwungene genannt werden muß, wobei der Geist des Kindes sich mehr passiv als aktiv verhält. Die richtige Aufmerksamkeit ist diejenige, die eine Folge des Interesses ist. Sie allein erhält den Schüler in geistiger Regsamkeit.

Man spricht heute viel vom Arbeitsprinzip in der Volksschule und stellt nach diesem als obersten Grundsatz auf: der Schüler soll zur Selbsttätigkeit erzogen werden. Ohne Interesse ist aber nicht an Selbsttätigkeit zu denken. Nur woran man Freude und Interesse hat, für das ist man eingenommen, und man wird dadurch zur Selbsttätigkeit angeregt.

Das Interesse beeinflußt den Willen in hohem Grade. Der Egoist hat nur Interesse am Materiellen und darum ist sein ganzes Trachten und Handeln nach dieser Seite hin eingestellt. „Das Interesse ist derjenige Zustand, aus welchem das Wollen hervorwächst." (Stoy.) „Das Interesse bildet überall den notwendigen Uebergang zum Wollen." (Ziller.)

Was uns nicht interessiert, das läßt uns kalt. Interesselosigkeit ist also gleichbedeutend mit Gleichgültigkeit. Wer zum Beispiel am Religiösen kein Interesse hat, der ist eben ein lauer Christ. Wer sich nicht um die Natur und ihre Schönheiten interessiert, der geht wie ein Blinder durch die Welt, ohne etwas von Gottes Herrlichkeit gesehen zu haben.

Aus dem Gesagten geht klar hervor, daß die Schule auf die Weckung, Belebung und Erhaltung des Interesses großes Gewicht legen muß, sei es, um auf den Willen des Schülers entsprechend einzuwirken oder sei es, um den Unterricht fruchtbringend und nachhaltig zu gestalten.

Wie kann das geschehen?

Von großer Wichtigkeit für die Weckung und Erhaltung des Interesses ist die Persönlichkeit der Lehrperson. So schreibt Kehr: „Es gibt kein schöneres Zeichen für die Wirksamkeit eines guten Lehrers, als das lebendige, kräftige und dauernde Interesse der Schüler für seine Persönlichkeit und für seinen Unterricht. Zeichen dieses Interesses ist während der Schulzeit die gespannte Aufmerksamkeit der Kinder, die im leuchtenden Auge aufblitzt und die jedes Wort aus dem Munde des Lehrers gleichsam verschlingen möchte, — und sodann nach der Schulzeit das rüstige Weiterstreben und Fortarbeiten in den Unterrichts- und Wissensgebieten, zu denen die Schule den Grund gelegt hat."

Das Interesse der Schüler muß harmonisch ausgebildet werden. Zu diesem Zwecke soll man die besonderen Interessen der Zöglinge kennen lernen, um den richtigen Ausgleich herbeizuführen. Es gibt Kinder, die haben kein ausgesprochenes individuelles Interesse. Meistens fehlt diesen das nötige Vorstellungsmaterial oder es fehlt ihnen an geistiger Regsamkeit, es kann aber auch bloße Trägheit daran schuld sein. Wieder andere Schüler haben ein ausgeprägtes Interesse für einen Gegenstand, der ihnen für ihre spätern Lebensverhältnisse zum Verhängnis werden könnte, also eine ungesunde Interessenrichtung. Hier muß also die Schule korrigierend einwirken.

Was das individuelle Interesse für einen speziellen Beruf betrifft, so ist dieses oft nur vorübergehend, gründet sich nicht immer auf Einsicht und stützt sich nicht auf eine ausgeprägte Begabung. Die Lieblingsbeschäftigungen der Schüler können nicht immer maßgebend sein. Die moderne Arbeitsschule mit ihrem Werk- und Werkstattunterricht hat in dieser Beziehung (das Handwerk betreffend) ein weites Beobachtungsfeld und kann, wo es sich um die Wahl eines Berufes handelt, orientierend und korrigierend eingreifen.

Herbart unterscheidet ein empirisches, spekulatives, ästhetisches, sympathisches, soziales und religiöses Interesse. Die katholische Schule kennt die Wichtigkeit des religiösen Interesses und setzt es nicht an letzte, sondern an erste Stelle. Sie läßt sich angelegen sein, dieses durch Erteilung eines möglichst gediegenen Religionsunterrichtes zu wecken und zu fördern. Sie wird zu diesem Zwecke die Biblische Geschichte an Hand eines guten Kommentars erteilen und so viel tunlich mit dem Katechismus in Verbindung bringen. Sie wird die katholische Liturgie und die kirchlichen Feste und Zeiten in den Bereich des Religionsunterrichtes ziehen. Sie wird den richtigen Gebetsgeist pflegen und die ganze Schularbeit von einem christlich katholischen Leben durchdringen lassen. Ganz besonders wichtig ist hier das Beispiel des Lehrers, — der Lehrerin.

Die Schule wecke und fördere das Interesse an der Natur. Wer Sinn und Geist für die Natur hat, betrachtet die Werke Gottes in derselben, von welcher Art sie auch sein mögen, mit Aufmerksamkeit und Nachdenken und mit Erhebung des Geistes zu nützlichen Wahrheiten. Ein solches Betrachten und Versenken des Geistes in die tiefsten Geheimnisse der Schöpfung führt zu Gott selbst. „Man kann nicht echten Sinn für die Natur haben, ohne weiser und ernsthafter, ohne ein edler und gefühlvoller, ohne ein frommer, Gott mit der reinsten Ehrfurcht liebender Mensch zu sein." (F. V. Reinhard.)

Man fordere darum die Schüler auf, die Natur und ihre Erscheinungen, ihr Wesen und ihre Kräfte denkend zu beobachten. Nichts ist vom weisen Schöpfer planlos ins Dasein gerufen worden.

Die gemachten Naturbeobachtungen können in Freiaufsätzen niedergelegt werden. Auf Schulspaziergängen können die Kinder zum verständnisvollen Sehen und richtigen Beobachten angeleitet werden. In der Naturgeschichte und in einschlägigen Lesestücken kann ebenfalls zweckentsprechend auf die Schüler eingewirkt werden.

„Interessiert die Schüler für das Handwerk," so tönt es heute aus den Berufsberatungskreisen. In No. 4 der „Schweizer-Schule" schreibt ein Seelsorger: „Wir möchten die Lehrerschaft sehr ermuntern, die Schüler zur Ergreifung eines Berufes anzueifern."

Im übrigen hat die Schule die Kinder für alles Edle, Schöne, Wahre und Gute zu interessieren und zu begeistern.

Gehen wir nun noch auf die Mittel über, durch die das Interesse des Kindes, ohne Rücksicht auf die einzelnen Fächer, geweckt und gefördert werden kann.

Vor allem muß der Unterricht selbst interessant gestaltet werden.

Man ziehe alles heran, was zum bessern Verständnis einer Sache dient: Gegenstände in natura, Bilder, Modelle, Tabellen, Vergleichungen mit bekannten Gegenständen, Karten, Skizzen, Reliefs, Panoramen etc. Doch hüte man sich vor allem, was von der Sache ablenkt, also jede Weitschweifigkeit und vor der Sucht, alles und jedes bis ins Detail zu erklären, daß, wie man sagt, die Schüler vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen und von der Sache abgelenkt werden.

Nicht durch Späße und Spielereien wird der Unterricht interessant gemacht, wohl aber geschieht dies durch Ruhe und Wärme des Vortrages. Ein Unterricht ohne Wärme muß den letzten Funken des Interesses auslöschen. Der Lehrton sei darum ruhig, freundlich, aber entbehre nicht eines gewissen Ernstes.

Es muß eine geeignete Stoffauswahl getroffen werden. Zu schwierige Stoffe, die der Schüler nicht versteht, können unmöglich sein Interesse wecken. So wird der Unterricht dann langweilig und geisttötend.

Als das zweckmäßigste Lehrverfahren zur Weckung des Interesses muß das entwickelnd-darstellende angesehen werden. Nach demselben wird das Neue mit dem verwandten Alten im Bewußtsein der Schüler zusammengestellt.

Das Unterrichtsverfahren vollzieht sich zu viel nur in Form von Frage und Antwort. Besser ist es, man lasse die Schüler so viel als möglich selbst vortragen, rechnen, messen, zusammenfassen, niederschreiben etc. So gestaltet sich der Unterricht viel interessanter, manche Gedanken kommen zum Vorschein, die Leben in die Sache hineinbringen und zum Denken anregen. Man lasse die Schüler zum Worte kommen, falle ihnen nicht in die Rede und greife erst korrigierend und berichtigend ein, wenn er fertig gesprochen hat. — Die Fragestellung ist nicht ganz zu umgehen. Dann kommt es viel darauf an, wie gefragt wird. „Wenn du eine weise Antwort verlangst, so mußt du vernünftig fragen." (Goethe) „Eine Frage da, wo die Geistesbewegung des Schülers von selbst erfolgen kann, ist eine didaktische Sünde" (Herbart).

Wenn das Lernen vom Interesse des Kindes beständig begleitet sein soll, dann ist der Weg für das Lernen von der Psychologie aus zu bestimmen. Das ist geschehen durch Herbart. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die formalen Stufen einzutreten, weil diese als bekannt angesehen werden müssen, aber darauf muß hingewiesen werden, daß diese in hohem Maße geeignet sind, das Interesse für einen Gegenstand zu wecken und zu erhalten,

Der beschreibende und erzählende Anschauungsunterricht sollen nicht gesondert nebeneinander einhergehen, sondern sie müssen ineinander greifen. Für eine angemessene Abwechslung in den verschiedenen Unterrichtsfächern ist zu sorgen. Der Stundenplan ist darum so anzulegen, daß nicht zwei anstrengende Fächer nacheinander und daß nicht solche auf den Schluß des vor- oder nachmittägigen Unterrichtes verlegt werden. Am Nachmittag flaut das Interesse allmählich ab, wie vorgenommene Experimente gezeigt haben.

Das Interesse wird gefördert durch planmäßiges Arbeiten und gute Vorbereitung. Schon vor Beginn des Schuljahres werden die Ziele für die verschiedenen Fächer gesteckt und Mittel und Wege studiert, wie diese Ziele zu erreichen sind. Wir legen Lehrgänge an, auch auf die Gefahr hin, daß diese während des Schuljahres in stofflicher Beziehung vielleicht diese oder jene Korrektur erfahren müssen, je nach Verhältnissen und Umständen. Wir arbeiten nach einem wohldurchdachten Stundenplan, wenn wir auch nicht immer denselben auf die Minute einhalten können. Wir legen ein sogen. Unterrichtsheft an, worin die verschiedenen Lektionen des Schultages zum voraus fixiert werden. Nichts Neues — ja sogar etwas Altes, aber doch Bewährtes. („Nichts geht über einen festen Plan." Joh. v. Müller.) —

Wie gestaltet sich der Unterricht, wo man planlos und ohne genaue Vorbereitung zu Werke geht? Es fehlt der logische Aufbau, unnötige und unpassende Fragen werden gestellt. Es ist ein Herumtappen und Suchen im Finstern, ein sich selbst Korrigieren. Die Schüler fühlen das Manko der Vorbereitung und werden unruhig, weil ein solcher Unterricht sie nicht fesseln und zu interessieren vermag.

Es bietet kein Interesse für den Schüler, in der Sprachlehre Sätze schreiben zu lassen, die unter sich in keinem Zusammenhange stehen, in der Geographie bloße Namen von Städten, Bergen, Flüssen, Seeen usw. herzusagen, ohne sie auf der Karte zeigen zu können, unverstandenes Zeug auswendig zu lernen, Lieder zu singen, deren Text er nicht versteht etc. Ein Unterricht ist weit davon entfernt, interessant zu sein, wo man sich aufs Vordozieren verlegt, wo nur der Lehrer spricht und die Schüler schweigen und wo man sich zu wenig in den Stoff vertieft. Es ist ein allgemeines Klagelied der heutigen pädagogischen Welt, daß unsere Lehrpläne zu sehr mit Stoff überladen sind. Bei dem beständigen Hasten und Jagen nach dem zu hochgesteckten Lehrziele ist ein ruhiges Arbeiten und ein tieferes Versenken in denselben nicht wohl möglich. Zu wenig Kleinarbeit nach dieser Seite hin!

Zum Schlusse könnte noch die Frage aufgeworfen werden: Dürfen dem Kinde nur Sachen

geboten werden, die es besonders zu interessieren vermögen, oder ist es auch gestattet, Stoffe, die wenig oder kein Interesse bieten, denen der Schüler, nach seinem Ermessen, keine Wertschätzung abzugewinnen vermag, zu vermitteln? Gewisse Reformpädagogen verneinen den zweiten Teil der gestellten Frage, die Willenspädagogiker bejahen diese und wir müssen letztern beipflichten. Wenn wir dem Kinde in allem seinen Willen erfüllen und es nur das tun muß, was ihm wohlgefällt, woran es Freude und Interesse hat, so wird es zu einem Menschen erzogen, der weder einen festen Willen hat, noch die Selbstbeherrschung kennt. Ohne festen Willen gibt es aber keine Charaktermenschen. Wir werden aber nicht mit Zwang und Strafe diese weniger beliebten Sachen aufzwängen, sondern sie auf dem Wege des mittelbaren Interesses an das Kind heranbringen, und es wird den anfänglich unbeliebten Gegenstand doch noch lieb gewinnen.

Im übrigen gilt was Kehr treffend bemerkt: „Lust und Liebe zur Sache kann man im Schüler freilich nur dann erwecken, wenn man sich selbst für die Sache interessiert. =ß=

Von den Schicksalen einer Lehrerinnenschrift.

Von Anna Sartory.

Habent libelli sua fata — Bücher haben ihr Schicksal, sagt ein altes Sprichwort. Zeitungen und Zeitschriften teilen dieses Los, haben es schon in Friedenszeiten geteilt und in viel größerem Maße im Krieg und seither. Ein großes geistiges und materielles Ringen ist seit bald einem Jahrzehnt (1924 bringt uns ja schon den 10. Gedächtnistag des Kriegsausbruches) ihr Anteil, und mehr als ein Regiment dieser Kämpfer ist in den letzten Jahren gefallen, viele davon nach zwanzig-, dreißig-, vierzigjährigem Bestand. Das beweist, wie schwer ihnen allen, auch den noch Ueberlebenden, das Dasein gemacht worden ist durch die Elendsverhältnisse, die der Krieg und weit mehr — für die niedergezwungenen Länder — der „Friede" gebracht.

Umso achtunggebietender stehen die noch Ringenden da, die trotz allem und allem ihren Fortbestand gewahrt und ihre Feldzeichen aufrecht erhalten haben. Zu diesen zählt das im 36. Jahr erscheinende Organ des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen: die Wochenschrift.

In Wochenausgabe ist diese Vereinsschrift erst seit Januar d. J., vorher war sie Halbmonats- und noch früher, vom Jahr ihrer Gründung (1888) bis 1920, Monatsschrift. Sie hat also nicht nur „durchgehalten", sondern ist gerade in den Jahren, da Hunderte und Tausende zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken fielen, andere Tausende ihr oftmaliges Erscheinen auf ein Minimum reduzieren mußten, in rascherer Folge, in vermehrter Präsenz aufgerückt — eine Tatsache, die, abgesehen von starken anderen Gründen, es rechtfertigt, daß „Die Lehrerin", ihre Kollegin in der Schweiz, ein besonderes Interesse ihr widme.

Ueber das Entstehen der „Monatsschrift für katholische Lehrerinnen" berichtete die Gründerin des Vereins, Pauline Herber, im Januarheft 1911:

„Dreiundzwanzig Jahre sind verflossen, seit Herr Religions- und Seminaroberlehrer Waldeck zu Saarburg-Trier nach vorheriger Beratung und Vereinbarung mit dem Vorstand unseres damals noch jungen und kleinen Vereins (derselbe bestand seit Sept. 1885) das erste Heft der Monatsschrift mit einem genau umschriebenen, dem Bedürfnis der Zeit vortrefflich angepaßten Programm in die Oeffentlichkeit einführte."

Der noch nicht ganz zweiundeinhalb Jahr alte Verein trat also zu einer Zeit, da man über seine eigene, von Anfang an sehr selbständige Existenz verschiedenen Orts selbst im eigenen Lager noch nicht sich beruhigt hatte, mit einer weitern gar kraftvollen Lebensäußerung zutage, mit einem nach rechts und links durchaus unabhängigen Publikationsorgan, das m. W. gleich von Anfang an allmonatlich in der respektablen Stärke von 64 Oktavdruckseiten erschien, wobei Vereinsnachrichten, Bücherbesprechungen u. dergl. der Raumersparnis halber in Petit gesetzt waren.

Man sieht, die Beteiligten waren sich bewußt, daß sie nicht nur etwas, sondern daß sie manches und das gründlich zu sagen hatten, und daß ihre Standes- und Berufsinteressen nirgends, auch im katholischen Lager nirgends, so fest erfaßt und so kraftvoll vertreten würden wie in eigener, selbständig erscheinender Zeitschrift.

Zeichnete der geistliche Herr Religions- und Seminaroberlehrer M. Waldeck auch nicht nur als Schriftleiter, sondern gleich als Herausgeber: der Verein war doch schon in gewissem Sinne Mitbesitzer der Monatsschrift als geistigem Eigentum.

„Unsere Monatsschrift", so schrieb Pauline Herber in der bereits erwähnten Januarnummer 1911, „ist uns die Stelle, wo wir im Gefühl der Gemeinschaft der Interessen und Bestrebungen während dreiundzwanzig Jahren allmonatlich einander nahe gekommen sind, wo wir für die besondern Mitteilungen des Vereins immer bereitwillig Raum und verständnisweites Entgegenkommen fanden."

War diese Feststellung ein Dank an den für die Interessen des Vereins verständnisvollen Herausgeber und Schriftleiter (Hr. Waldeck war damals im gleichen Seminar Religions- und Oberlehrer, in welchem Pauline Herber als Seminar-

lehrerin und =mutter amtete), so auch ein Zeugnis dafür, daß der Verein und besonders seine Gründerin und Vorsitzende diese Zeitschrift nicht nur als Fachzeitung, sondern wirklich als Organ, als Sprachmittel der eigenen Ideen, der besonderen Interessen und der individuellen Strebungen der in sich geschlossenen Standes= und Berufsgemeinschaft, des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen, werteten und in Anspruch nahmen. Man begnügte sich nicht mit dem bloßen Besitze eines eigenen Organs, sondern man nützte denselben auch in ebenso planmäßiger wie zielbewußter Weise aus.

Von der Vereinsgründerin selber, einer Meisterin des Gedankens und Wortes in Rede und Schrift, erschienen von Anfang an Beiträge nicht nur in der Rubrik Vereinsnachrichten, sondern auch solche berufspraktischen und belletristischen Charakters.

Schon der 2. Jahrgang der Monatsschrift brachte eine grundsätzliche Abhandlung Pauline Herbers über eine wichtigste Standesfrage, „Ueber die Berufung zum Lehrerinnenstande". Es galt ja noch, Befähigung, Berechtigung und Berufung auch des weiblichen Teiles der Menschheit zum Lehramt nachzuweisen und Stück um Stück dieses Naturrechts im Bereich der Oeffentlichkeit und noch mehr der öffentlichen Meinung zur Anerkennung und Geltung zu bringen. — Dann folgten wieder Lehrproben, Zeitbetrachtungen, auch Gedichte, der Seminar= und Vereinsmutter, bis sie, im September 1897, ihr geliebtes Wirkungsfeld, das königliche Lehrerinnenseminar Saarburg, aus Gesundheitsrücksichten verlassen mußte. Sie schied aus dem amtlichen Dienst, um fortan ihren Beruf als Lehrerinnenbildnerin in anderer, nicht weniger erfolgreicher Weise „im Ruhestand" auszuüben.

Von diesem Zeitpunkt an mehrten sich ihre Beiträge in der Monatsschrift nicht nur der Zahl, sondern auch den Gebieten nach. Fragen, die über ihre Standesgemeinschaft hinaus eine weitere Oeffentlichkeit interessierten und bewegten, wurden von Pauline Herber aufgegriffen, beleuchtet und je nach dem besondern Anteil, der den katholischen Lehrerinnen an Lösung derselben zukam, beantwortet. So finden sich im Jahrgang 1899, vorgängig einem „Wort zur Beleuchtung der Reformbestrebungen für die Lehrerinnenbildung" eine Erörterung des Dienstbotenproblems in dem Sinne: „Kann die Volksschule das Dienstbotenelend beseitigen?"; eine Abhandlung über „Zwei neue Schriften zur Frauenfrage und die „Begründung der Anträge des Vereins k. d. L. an den 4. Charitastag in Augsburg".

In den ersten fünf Jahren des neuen Jahrhunderts wurde die Monatsschrift zur Waffenträgerin in dem dem Verein von verschiedenen Seiten aufgenötigten Kampfe um das Existenzrecht des Standes in beruflicher wie in konfessioneller Hinsicht.

Und sie konnte stolz sein, die Monatsschrift katholischer deutscher Lehrerinnen, auf die Waffen, die Pauline Herber ihr zu tragen gab, denn es waren Waffen des Geistes, rein und scharf, wie es nottut in einem Kampf auf Leben und Tod, der in Ehren durchgefochten sein will. Da stehen Defensiven gegen Angriffe, zeigt sich Stellungnahme zu Problemen, wie sie aus folgenden Ueberschriften zu erkennen sind: „‚Allgemein' oder ‚konfessionell'?" „Vom allgem. deutschen Verband gemeinnütziger Anstalten für wissenschaftliche und technische Lehrerinnen"; „Geisteskrankheiten unter den Lehrerinnen"; „Die Lehrerin auf der Oberstufe der Mädchenschulen und die Proteste des Kath. Lehrerverbandes"; „Zur Lehrerinnenbildungsfrage"; „Die Resolution II der 14. Hauptversammlung des V. k. d. L. und die Proteste des katholischen Lehrervereins"; „Der katholische Lehrerinnenverein und sein Verhältnis zu rein religiösen Vereinigungen"; „Die Lehrerinnenfrage vor dem Gericht der Lehrerschaft" (durch drei Monatshefte hindurch!); „Kann und soll es keinen dem Volksschullehrerstand entsprechenden Volksschullehrerinenstand geben"; „Nachklänge zu unserer 20. Hauptversammlung".

Aber man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, daß die Monatsschrift in diesen Jahren für die Vereinsleiterin nur Waffenträgerin im Kampfe gewesen sei; auch Lichtträgerin in Friedens= und Freudenangelegenheiten durfte sie werden, Bringerin hehrer Kunde, so über die Jubiläumspilgerfahrt des Vereins nach Rom, „Ueber den Empfang katholischer deutscher Lehrerinnen in Rom im April 1903"; und im Dezemberheft 1904, zum Jubiläum des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis Mariae, stehen die Initialen P. H. unter einem Hymnus auf die „Praeclara custos virginum". Es ist dies m. W. die letzte veröffentlichte Dichtung der großen Lehrerinnen=Führerin und soll, obwohl vor nahezu zwanzig Jahren schon im deutschen Vereinsorgan erschienen, doch auch in unserer schweizerischen „Lehrerin" und damit in den Seelen der katholischen Lehrerinnen der Schweiz Raum und Heimatrecht finden; ist sie doch Strophe um Strophe wie vorausgeschaut in unsere Zeit und in der letzten wie wörtliche Offenbarung dessen, was Pauline Herber je und je als Ideal des Standes geglaubt und hochgehalten und verteidigt hat: Errettung der Welt durch die Jungfrau, „aus jungfräulichem Gefild Friede allen Geschlechtern".

Praeclara custos virginum.

Zum 8. Dez. 1904.

Praeclara custos virginum:
Jubelgetön und Preis
Der Jungfrau'n erhabener Wächterin!
Seht die Schar, unabsehbar,

Weiß wehen die Banner, golddurchwirkt,
Der „schön bewahreten Liebe" Bild —
Millionen geschmückt mit Kronen.

Inter rubata lilium:
Dich, Dich nennen wir unser,
Immaculata, Gnaderfüllte!
Dorngestrüpp überwuchert die Erde,
Wehe den Fallenden, weh den Opfern der [Schlange;
Taube, wunderbar schimmernd dein edles Ge- [fieder,
Reinster Spiegel von Ihm, der unser Retter [allein.
Lilie, du klare, wie ragest du in der Wildnis,
Göttliche Wurzel nähret den Stab.
Heilung fließet aus ihm für jegliche Wunde,
Erhebung wirkt er, Befreiung,
Wandelt in Freudenbäche des Jammers Meer.

Turris draconi impervia:
Zu dir wir flüchten.
Aufgewühlt ist die Woge vom Drachen der [Tiefe,
Du unser starker Turm, unsre Burg!
Meeresstern!
Hell strahlet dein Licht in dunkler Nacht,
Enthüllend des Feindes Tücke.

Erroris umbras discute:
Eil uns zu Hilfe!
Verscheuche des Irrtums wachsende Schatten!
Zeig uns der Klippen und Strudel Trug,
Leih deinen Arm,
Leit uns zum Heilesport!

Jesus, tibi sit Gloria,
Qui natus es de Virgine.
Jesus, Gott,
Aus dem Schoß der Jungfrau geboren,
Noch einmal durch sie woll' erretten die Welt,
Daß Ehre werd' dem Dreiein'gen,
Aus jungfräulichem Gefild
Friede allen Geschlechtern. P. H.

(Schluß folgt.)

Totenglöcklein.

Samstag, den 7. April war's, als man auf dem Gottesacker von St. Gallen Ost die sterblichen Ueberreste von Fräulein Anna Egger dem Schoße der geweihten Erde übergab. Es ist ein tragisches Zusammentreffen, daß im kurzen Zeitraum von ¾ Jahren 3 Schwestern aus der gleichen Familie vom unerbittlichen Tode dahingerafft wurden.

Anna Egger sel. wurde geboren am 13. April 1881 in St. Fiden. Sie verlor schon frühe ihren lieben Vater, Herrn Jakob Egger. Ihre gute Mutter verheiratete sich wieder, und so erhielt Anna wiederum ein liebes trautes Heim. Nachdem Anna in St. Fiden die Primarschule und die Schwesternschule in St. Gallen besucht hatte, kam sie in eine Familie zur Erlernung der Hausgeschäfte. Während dieser Zeit erkrankte die liebe Mutter so ernstlich, daß Anna bald wieder ins Elternhaus zurückkehren mußte und nur noch kurze Zeit bei ihrem kranken Mütterlein weilen konnte. So übernahm Anna die Erziehung ihrer jüngern Geschwister. Während dieser Zeit hegte sie den Wunsch, Arbeitslehrerin zu werden. Ihr Vater gab ihr dazu mit Freuden die Einwilligung und so konnte sie die Frauenarbeitsschule in St. Gallen besuchen. Als sie ihr Ziel glücklich erreicht hatte, wurde Frl. Egger im Januar 1905 als Lehrerin an die Arbeitsschule nach St. Fiden gewählt und seit der Stadtverschmelzung amtete sie in gleicher Weise im Neudorf. 18 Jahre lang stand Frl. Egger auf ihrem Posten. Sie versah die ihr anvertraute Stelle mit großer Gewissenhaftigkeit und hingebendem Fleiß. Mit eiserner Energie überwand sie während vielen Jahren die Schwierigkeiten überfüllter Klassen; aber dank ihrer Tüchtigkeit und nimmermüden Strebens nach Fortbildung durfte sie stets auf eine ersprießliche Tätigkeit zurückblicken. Anna Egger sel. erfaßte ihren Beruf voll und ganz. Sie war eine vortreffliche Erzieherin, die es in hohem Maße verstand, ihre ihr anvertrauten Schülerinnen nicht nur in den Fächern der Arbeitsschule auszubilden, sondern die Kinder vor allem zu braven charaktervollen Menschen heranzuziehen. So hat sie ihnen das beste Kapital, das die Schule zu geben vermag, mit auf die Lebensfahrt gegeben.

Wie viele Goldkörner die liebe Anna während 18 Jahren in jugendliche Herzen zu senken imstande war, ist Gott dem Herrn bekannt, aber auch den lieben Kindern, die ihrer Lehrerin eine so große Anhänglichkeit entgegenbrachten. Ihren Kolleginnen, die Frl. Egger in der Schularbeit und im Vereinsleben näher kennen gelernt haben, war sie eine liebe, treue Beraterin und Freundin.

Einen schweren Leidensgang hatte die Verstorbene durchzumachen. Sie ertrug das ihr von der göttlichen Vorsehung auferlegte Leid mit großer Geduld und mit Starkmut. Wie ihr Leben, war auch ihr Sterben ein Akt der Gottergebenheit: — Du hast mich gerufen, Herr, siehe hier bin ich!

Nun ruht sie draußen, die liebe Anna, auf dem stillen Friedhof Kesselhalde. Dort harrt, was an ihr sterblich ist, der Auferstehung entgegen. Möge der lieben Toten ein ewiges „Osteralleluja" beschieden sein und des Herrn Verheißung ihr gelten:

„Sei getreu bis in den Tod, und ich werde dir geben die Krone des ewigen Lebens —". L. K.

9. Jahrgang. Nr. 6. 14. Juni 1923.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Lehrerin, Ruswil (Kt. Luzern)

Inhalt: Aphorisme. — Und das Höchste ist die Liebe. — Von den Schicksalen einer Lehrerinnenschrift (Fortsetzung). — Zehn Jahre später. — Totenglöcklein.

Aphorisme.

Ein Ideal dürfen wir bei aller nüchternen Kleinarbeit nicht aus dem Auge verlieren, wollen wir noch christliche Lehrerinnen heißen: den Glauben an unser und der uns Anvertrauten unvergängliches Dasein und dadurch an unsere in die Ewigkeit reichende Verantwortung für die Seelen. Pauline Herber.

Und das Höchste ist die Liebe.

Es wird heute so viel von Liebe geredet. Von echter, reiner, lauterer Liebe — aber vielleicht noch mehr von jener Sentimentalität und Leidenschaft, die nie den Namen Liebe verdient.

Heute möchte ich etwas sagen von der Liebe der Lehrerin zur Kinderseele. Wie recht hat doch der Dichter, wenn er sagt: „Ein Leben ohne Liebe ist tot.“ Und schon der große Völkerapostel St. Paulus hat das Wort geprägt: „Wenn ich die Sprache der Engel und Menschen rede, aber die Liebe nicht habe, bin ich wie ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich die Gabe der Weissagung habe und alle Geheimnisse kenne und alle Wissenschaften besitze, und wenn ich alle Glaubenskraft habe, so daß ich Berge versetzen könnte, habe aber die Liebe nicht, so bin ich nichts.“ —

Wenn jedes Wesen nach Liebe sich sehnt, jeder edle Mensch Liebe schenken möchte, dann ist es doch vor allem auch heilige Pflicht der Lehrerin, Liebe zu spenden. Und dafür wollen wir Lehrerinnen heute einmal dem lieben Gott aus ganzer Seele danken, daß wir an andere Liebe ausstrahlen dürfen. Nicht wahr, es begegnen uns im Leben oft Menschen, die uns bemitleiden um unser Amt, das sie ein undankbares Geschäft nennen — und manchmal — in nutzlosen Stunden, möchten wir ihnen fast Recht geben. Heute aber wollen wir unsern Beruf den Gottes Gnade uns in die Seele gesenkt, vom Standpunkt der Liebe aus betrachten. — Was für ein selig Bewußtsein ist doch das, unsterbliche Kinderseelen bilden, erziehen zu dürfen! Wie müssen wir sie lieben, diese Seelen, im Gedanken, daß selbst Gottes Sohn mit seinem eigenen Herzblut sie erlöst. Und es ist uns schon oft so ergangen: Was wie vielleicht durch Strenge und Strafe nicht erreichen konnten, das hat die nimmermüde Liebe zustande gebracht. Es ist ja wahr, oft möchte die Lehrerin ganz müde werden in ihrer werktätigen Liebe, zumal sie keine oder nur wenig Früchte sieht. — Aber es gibt eine Kraftquelle der Liebe, und wer von ihr trinkt, der wird erstarken und groß werden im Opfern; denn die wahre und echte Liebe offenbart sich ja am schönsten im Opfer. Im Tabernakel ist der Feuerherd der Liebe und wer sich recht oft dort erwärmt an der göttlichen Liebessonne, in dessen Seele muß die Finsternis und Kälte weichen, und es wird ein ewiger Frühling voll Sonnengold und seliger Liebe. Und dann danket die Seele wieder, daß sie im Opfern — in dienender Liebe den Kleinen und Schwachen helfen darf.

Ja, die Liebe ist das Höchste, aber auch das Tiefste im Herzen der Lehrerin. Ihr Ursprung liegt in den Höhen des Himmels, ihre Heimat ist zu tiefst im Herzen Gottes. Und die Liebe, die wir geben, macht das eigene Herz nicht ärmer, die Liebe macht immer reich und vermag ein ganzes Menschenleben auszufüllen und wertvoll zu machen in den Augen Gottes. Also ist es nicht herrlich, sein ganzes Sein und Können hineinzustellen in den Dienst — der Liebe? Denn sie ist das Höchste!

Valeria.

Von den Schicksalen einer Lehrerinnenschrift.

Von Anna Sartory.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Es ist schon kurz angedeutet worden, daß die „Monatsschrift" in jeder Hinsicht als Standes- und Vereinsorgan gewertet und genützt wurde. So bildet sie in ihren zweiunddreißig Jahresbänden und den sich anschließenden der Halbmonats- und der Wochenschrift ein kostbares Nachschlagewerk für die Standes-, wie für die Vereinsgeschichte. Nachrichten und wichtige Mitteilungen der Vereinsleitung und des Vorstandes, der verschiedenen, immer zahlreicher werdenden Arbeitsausschüsse und Studienzirkel, der Bezirks- und Zweigvereine, Anzeigen von Lehrerinnen-Exerzitien an verschiedensten Orten, von Fortbildungsgelegenheiten im In- und Ausland, Personalnachrichten sind ständige Erscheinungen in dieser Lehrerinnenschrift. Dazu kamen die regelmäßigen Jahresberichte der Zentrale, der Sammelstellen, der Bezirks- und Zweigvereine, durch welche jedes einzelne Mitglied, das Abonnentin der „Monatsschrift" war, Einsicht erhielt in all die Arbeitskammern der großen und sorgfältig organisierten Standes- und Berufsgemeinschaft; durch welche die verschiedenen Sektionen (Bezirks- und Zweigvereine) Kenntnis nehmen und Anregung gewinnen konnten von dem, was alle andern an regelmäßigen und außerordentlichen Versammlungen, an Referaten, Diskussionen, Geselligkeit usw. leisteten und boten.

Von der Zentrale und den einzelnen Verwaltungsstellen (Kassen, Heimen, Stellenvermittlung) erschienen jährliche Rechnungsablage, Rechenschafts- und Arbeitsberichte im Vereinsorgan.

Anträge an die jeweiligen jährlichen Hauptversammlungen mußten so frühzeitig an die Vereinsleitung eingesandt werden, und zwar in genauem Wortlaut, in kurzer klarer Begründung und mit Unterschriften der betr. Antragstellerinnen, daß deren Publikation im Vereinsorgan rechtzeitig genug erfolgen konnte, um Beratung dieser Anträge in den einzelnen Bezirksvereinen zu gestatten. Das ermöglichte Studium und Erwägung derselben nicht nur in der den Hauptversammlungen vorangehenden Vorstandssitzungen, sondern es gab den einzelnen Sektionen die Möglichkeit, ihre Delegierten mit genauen Aufträgen betr. Stellungnahme zu solchen Anträgen auszurüsten. Auch in „innenpolitischer" Hinsicht war also die „Monatsschrift" ein wirkliches Organ des Vereins, nicht nur von ideeller, sondern auch sehr realer Bedeutung.

Ueber die Hauptversammlung selber berichtete dieses Vereinsorgan jeweils eingehend genug, um auch denen, die nicht persönlich hatten teilnehmen können, möglichst klaren Einblick in die Verhandlungen usw. zu gewähren. Da jedes Jahr eine andere Gegend und Stadt des großen Reiches als Versammlungsort gewählt wurde (in der Regel auf bezügl. erfolgte Einladung hin), brachten die vor Pfingsten erscheinenden Hefte Einführungen in die betr. Lokalverhältnisse in geographischer, geschichtlicher und kultureller Hinsicht, während nachfolgend der Versammlung ein Stimmungsbild, ein Gesamtüberblick über die Tagung erschien und dann in Reihenfolge einläßlicher Bericht erstattet wurde über die einzelnen Sitzungen, Delegierten-, Mitglieder-, geschlossenen und öffentlichen Versammlungen. Die wichtigsten Vorträge und Beschlüsse erschienen im Wortlaut, Referate und Korreferate, die in der Regel Für und Wider in aktuellen Schul- und Erziehungsfragen einander gegenüberstellten und erläuterten, z. T. in gekürzter Form, aber immer so, daß auch Nichtteilnehmerinnen das Wesentliche erfassen und sich ein klares Bild davon machen konnten.

Die in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts einsetzende Reform der höhern Frauenbildung drängte den Verein K. d. L. zur Sammlung und zum Zusammenschluß der katholischen Lehrerinnen der mittleren und höheren Schulen, zur Gründung der „Abteilung für höhere Mädchenbildung".

Pauline Herber, die Führerin von universalem Geiste, setzte auch da ihre Persönlichkeit ein, und als 1904 Mitglieder dieser Fachabteilung innerhalb des Vereins eine eigene, den Interessen ihres besondern Amtes dienende Monatsschrift schufen und unter dem Titel „Mädchenbildung auf christlicher Grundlage" herausgaben, da war die Generaloberin, d. h. die erste Vorsitzende des Vereins auch eine der ersten und eifrigsten Mitarbeiterinnen. Sie blieb dieser Vereinsgründung mitsorgend und mitschaffend immer treu, und erst sechzehn Jahre später, im März 1920, schrieb sie in Antwort auf eine bezügl. Bitte der nun auch heimgegangenen Redaktorin M. Landmann: „. . . aber verlangen sie von dem armen Krüppel . . . nichts weiter mehr. Ich war immer glücklich, bei der „Mädchenbildung" etwas mithelfen zu dürfen, aber jetzt geht's nicht mehr."

Ob des im Jahre 1904 Neugeschaffenen hat aber die Vereinsleiterin das schon Bestehende nicht vernachlässigt. Nach wie vor stattete sie die „Monatsschrift" in wahrhaft mütterlicher Weise aus, zumal jeweils bei Jahresanfang. „Streiflichter zum Jahresbeginn" überschrieb sie diese ihre speziellen Zeitgeschenke, aber ihr „Streifen" war immer auch ein festes, unerschrockenes Greifen in die betr. Tatsachen und Erscheinungen; es war ein Beur-

teilen und Bewerten derselben nach Maßen, die nicht dem veränderlichen Zeit-, sondern dem ruhigen Ewigkeitsgeiste angepaßt und konform gerichtet waren, — nach Maßen, die sie nicht den schon bestehenden der männlichen Berufskollegen blindlings nachbildete, sondern mit dem ihr eigenen klaren Blick und mit fraulich — jungfraulich reiner und starker Hand eigens für ihre Standesschwestern und für die Interessen einer wahrhaften Mädchenerziehung und -bildung ausrichtete und einstellte.

1910, das Jahr des Silberjubiläums des Vereins, nahm die „Monatsschrift" als Berichterstatterin der großen Organisation ganz besonders in Anspruch, und im September dieses Jahres wurde von der einberufenen außerordentlichen Mitglieder- und Delegiertenversammlung beschlossen, dieselbe als Vereinszeitschrift zu überehmen und als Vereinsorgan allen Mitgliedern zuzustellen, d. h. der Verein übernahm das bisherige Organ in eigene Verwaltung u. Redaktion und machte dasselbe zum Pflichtorgan für alle Aktivmitglieder. Zur Deckung der Kosten wurde ein jährlicher Mehrbeitrag von 2 Mk. in Aussicht genommen und der betr. Paragraph der Vereinssatzungen entsprechend abgeändert. Der Verlag blieb derselbe (Ferdinand Schöningh in Paderborn), aber eine neue Schriftleitung (Redaktion) mußte ausfindig gemacht und ernannt werden. Mit der Januarnummer 1911, dem ersten Heft des 24. Jahrgangs, sollte dieselbe sich vorstellen und ihr Amt begonnen haben.

Es fehlte weder an Vorschlägen noch an Angeboten, wohl aber an solchen, die geeignet und gewillt waren, allen berechtigten Anforderungen zu genügen, ohne selber entsprechend große Ansprüche an die Vereinskasse zu stellen. Die beauftragte Kommission entschied daher in der anfangs November in Bonn stattgehabten Sitzung: die Schriftleitung sei durch die erste Vorsitzende des Vereins zu besorgen.

Es war ein stiller, kühler, aber an frohglitzernden Sternen reicher Spätherbstabend, als Fräulein Herber mit diesem Bescheid in ihr geliebtes Boppard zurückkehrte. Da, wo die Simmernerstraße ihre Steigung beginnt, ein paar Schritte unterhalb des schönen Lehrerinnenheims, blieb sie mit ihren Begleiterinnen stehen. Zwei derselben hatten gefragt, wie es ihr möglich sein werde, diese neue Bürde zu aller andern Arbeit zu tragen. Sie aber legte ihre Rechte noch etwas fester auf den Arm der dritten, sah ruhig zum Himmel und dann lächelnd zu der Schweigenden und sprach: „Ich trau auf Gott und meine Hilfe." Einfacher und eindringlicher verpflichtend zugleich ist wohl noch nie ein Amt von solcher Bedeutung übernommen worden. (Schluß folgt.)

Zehn Jahre später.

„Ella Braun!" — Wiederhole!" Verlegen und zögernd stand die Gerufene auf. Sie hatte wieder mit ihren Haaren zu tun gehabt und mit der breiten roten Schleife und wußte nicht, was Hedwig geantwortet hatte und sie wiederholen sollte.

„Ella", sprach die Lehrerin ernst, „du machst Rückschritt von Tag zu Tag, bist im mündlichen Unterricht so zerstreut und in den schriftlichen Aufgaben so nachlässig. Wenn dies so weitergeht, wirst du dir ein schlechtes Zeugnis verdienen. Besinne dich eines Besseren!"

Unwirsch warf das Mädchen den Kopf zurück und setzte sich mit trotziger Miene nieder. Nach der Schule, als die Kinder sich verabschiedeten, hielt Frl. Dobler es noch einen Augenblick zurück und sagte ihm leise und eindringlich: „Nimm dich zusammen, gelt! Sei wieder fleißig und brav!"

Ella war das älteste Kind des Küfers Braun, der Liebling ihrer Mutter, verwöhnt und verhätschelt. Solche Lieblinge zurechtweisen ist aber immer ein gefährlich Ding und folgenschwer. —

Am Abend, als die Lehrerin beim Vesperkaffee saß, klopfte eine Hand ungestüm an die Türe des schulmeisterlichen Stübchens. Auf das freundliche „Herein" erschien eine kleine, behäbige Frau auf der Schwelle — Frau Braun. —

Potz Blitz! — Jetzt konnte etwas losgehen! Die Lehrerin gehörte aber nicht zu den Aengstlichen und bewahrte ihre Ruhe.

Guten Abend Frau Braun! Bitte, nehmen Sie Platz!

Die Eintretende erwiderte den freundlichen Gruß nicht. Das wäre mit ihrer Stimmung im Widerspruch gewesen.

„Ich komme nicht, um zu sitzen", erklärte sie in bitterem Tone. „Ich komme, um zu fragen, was Sie eigentlich mit meiner Tochter immer zu zanken haben und warum sie nichts recht machen kann. Auskunft will ich haben und Rechenschaft! Das will ich, Fräulein Dobler!"

„Ganz recht, Frau Braun! Es freut mich, daß ich Gelegenheit finde, mit Ihnen über Ella zu sprechen. Sehen Sie, in der ersten Hälfte des Schulkurses war Ella eine recht ordentliche Schülerin, ein Kind wie andere. Seit dem Tage aber, da sie eine neue Frisur und die große rote Schleife auf dem Kopfe hat, ist sie ganz anders geworden. Sie ist eitel, macht sich viel mit ihrem Kopfputz zu schaffen, vergißt darob, aufzumerken und dem Unterricht zu folgen und kann oft nicht einmal wiederholen, was andere ihr vorsagen. Ihre schriftlichen Aufgaben sind auch viel nachlässiger und fehlerhafter geworden. Es tut mir leid um Ella. Wenn

sie so weiterfahren wollte, würde sie bald hinter allen ihren Gespanen zurückbleiben.

Frau Braun, die mit sichtbarer Ungeduld das Ende dieser Auseinandersetzung abgewartet hatte, schüttelte ungläubig den Kopf. „Merkwürdig, ganz merkwürdig! Daheim ist Ella so brav und folgsam. Sie gibt mir gar nichts zu tun. Es muß da anderswo fehlen." — Und immer lauter werdend fuhr sie fort: „Nun sollten gar noch die Haare schuld sein, wenn das gute Kind nicht verstanden wird!"

„Bitte, Frau Braun," fügte die Lehrerin in eine kurze Redepause hinein, „strengen Sie sich nicht so sehr an. Ich höre ganz gut!" —

„Ja, ja, ich auch! Was kann ich dafür, daß Ella so lockiges Haar hat!"

„Ella? — Lockiges Haar? Locken sind denn doch etwas ganz anderes. Bei Ella handelt es sich um einen künstlichen Haarputz, der aber nur zerzaustes, wirres Haar ist, nicht einmal recht durchgekämmt, und der dem Kinde durchaus nicht zur Zierde gereicht. Locken, natürliche Locken wird es aus Ellas steckengeraden Haaren niemals geben."

„Fräulein Lehrerin." — Die erregte Frau stampfte den Boden, — „Das geht Sie überhaupt gar nichts an! Ella ist mein Kind! Ich kann sie kleiden und frisieren wie ich will, und da haben Sie gar nichts hinein zu regieren, und wenn Sie mit „Schikanisieren" nicht aufhören, so gehe ich vor die Schulpflege. Ich verlange menschliche Behandlung für mein Kind. Wozu bezahlen wir Bürger unsere Schulen? Daß ihr Buchstabenschlucker unsere Kinder quälen könnt!"

Zornröte lag auf dem Gesichte der erregten Frau; ihre Lippen bebten, und die Hände zitterten. Die Stimme war kreischend und bewegte sich auf den obern Notenlinien.

Frl. Dobler wurde nun doch diese Szene, die sich so unwahr mit einer oft vorkommenden kleinen Schulangelegenheit befaßte, zu lang.

„Frau Braun," sagte sie, „ich habe Ihnen den verlangten Aufschluß über Ellas Verhalten gegeben und betrachte damit unsere Unterhandlung als erledigt. Vielleicht können wir später wieder über die Sache sprechen. So lange Sie in solcher Aufregung sind, schaut doch kein guter Erfolg heraus."

Damit öffnete sie die Türe. Frau Braun verstand den Wink wohl; aber noch kochte der Zorn in ihr.

„Sie wollen mich fortschicken," rief sie. „Wollen mich nicht einmal ausreden lassen? Man merkt es, daß Sie sich nicht rein waschen können. Da bleib ich, so lange ich will. Das Schulhaus gehört nicht Ihnen."

„Frau Braun, ich lade Sie höflich ein, in zehn Jahren wieder zu mir zu kommen, — wenn wir beide dann noch leben, — und mir zu sagen, wieviel Dank Sie von Ella für Ihre blinde Mutterliebe erhalten. Für diesmal aber ersuche ich Sie, diese Stube zu verlassen."

„Pressiert mir nicht, gar nicht!"

„Aber mir! Also in zehn Jahren dann! Adieu Frau Braun!" — Eh' sie noch ein Wort zu dieser kurzen Verabschiedung sagen konnte, hatte Frl. Doblers kräftige Hand die Zürnende am Arme gefaßt und vor die Türe gestellt, die sich hinten ihr schloß. (Schluß folgt.)

Totenglöcklein.

Fräulein Marie Meienberg. Am 2. Mai 1923 starb in Bremgarten nach langem, schwerem, mit größter Geduld ertragenem Leiden, Fräulein Marie Meienberg, gewesene Lehrerin, im Alter von nahezu 77 Jahren. Volle 46 Jahre wirkte sie an den Stadtschulen Bremgartens. Für sie war die Schule nicht nur Bildungs-, sondern hauptsächlich auch Erziehungsanstalt. Tiefe Religiosität, eine ausgezeichnete Mitteilungsgabe, treue Pflichterfüllung und große Energie befähigten sie, die ihr anvertrauten Kinder günstig zu beeinflussen. Mit ihren frühern Schülerinnen blieb sie zeitlebens eng verbunden. Wie manche derselben suchte in schwerer Lebenslage ihre ehemalige kluge Lehrerin auf, um sich bei derselben Rat und Trost zu holen! Keine Bitte schlug sie ab, deren Erfüllung in ihrem Bereiche lag. Mit der Schule war die Tätigkeit der eifrigen Erzieherin nicht erschöpft. Mit scharfem Blick die Forderungen der Zeit erkennend, stellte sie sich als verdiente erste kantonale Präsidentin des Aargauischen Mädchenschutzvereins in den Dienst der katholischen Frauenbestrebungen und war auch rührige Mitbegründerin der hiesigen Dienstbotenschule. — Als sie ihre Kräfte abnehmen fühlte, reichte sie schweren Herzens ihre Entlassung ein. Vom lieben Gott mit hoher musikalischer Begabung begnadet, stellte sie ihr Können bereitwilligst in den Dienst der Kirche. Wie oft erbaute sie die Gläubigen durch ihr seelenvolles Orgelspiel! Sie scheute keine Mühe und kein Opfer, wenn es sich um die Verschönerung des Gottesdienstes handelte. Nun ist die edle Seele eingegangen in jene Gefilde, wo kein guter Rat und keine gute Tat unbelohnt bleibt. Gar tröstlich klingt des Sängers Weise:

Und wenn auch dein Liebstes in Grabesnacht ruht,
getrost, es kommt wieder: der Herr ist so gut.

J. H.

9. Jahrgang. Nr. 7. 19. Juli 1923.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Lehrerin, Ruswil (Kt. Luzern)

Inhalt: Einladung zur 31. Generalversammlung des Vereins kath. Lehrerinnen der Schweiz. — Exerzitien 1923. Missionskurs. — Eine Ueberraschung. — Zehn Jahre später (Schluß). — Das Erzählen. — Vereinsnachrichten.

Einladung zur 31. Generalversammlung des Vereins katholischer Lehrerinnen der Schweiz.

Geehrteste Kollegin!

Wieder kommen wir mit der freundlichen Einladung zu unserer Jahresversammlung. Ist das Thema — Statuten-Revision — auch ein etwas prosaisches, so wird der hochw. Herr Referent durch seinen idealen Stoff viel Freude und Anregung bieten. So wollen wir uns denn zu ernster Arbeit, aber auch zu einem freudigen Wiedersehen zusammenfinden. Also, bitte, recht zahlreich erscheinen!

Gott zum Gruß!

Aarau, 30. Mai 1923.

Für den Vorstand:
Marie Keiser.

Traktanden:

10 Uhr: Versammlung der Mitglieder der Krankenkasse.

10.45 Uhr: Versammlung der Mitglieder der Invaliditäts- und Alterskasse.

11.30 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen à Fr. 2.50.

1 Uhr: Hauptversammlung.

1. Kurzer Jahres- und Kassabericht.
2. Statuten-Revision.
3. Referat von Hochw. Herrn Stadtpfarrer Meyer, Bremgarten: Wahrheit und Dichtung.
4. Umfrage.

Exerzitien 1923.

Institut Ingenbohl, 30. Juli 1923.

Unsere Lehrerinnen-Exerzitien finden dies Jahr statt:

Im Institut Ingenbohl vom 30. Juli bis 3. August.

Im Kurhaus Dußnang vom 8. bis 12. Oktober.

Die Exerzitien beginnen jeweilen abends 7 Uhr und schließen vormittags. Verpflegungskosten, alles inbegriffen, 20 Fr., für Einzelzimmer Zuschlag. Reisekosten über 10 Fr. werden rückvergütet.

Anmeldungen sind 10 Tage vorher zu richten an Frl. G. Biroll, Lehrerin, Altstätten, Kt. St. Gallen.

Und nun frischen Mut! Folgen wir freudig dem Einladungsglöcklein! Das Komitee.

Missionskurs.

Die Weltenuhr holt zu einem neuen Schlag aus. Eine Entscheidungsstunde im Kampf der Kirche um die Welteroberung für Christus ist angebrochen. Nie war die Gelegenheit zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden so günstig wie jetzt. Ein Adventssehnen geht durch die Völker der Heidenwelt. In Wort und Schrift rief der verstorbene Papst Benedikt XV. und ruft der gegenwärtig regierende Heilige Vater die ganze katholische Christenheit zu einem neuen Kreuzzug auf.

Es sollen dieses Jahr zum ersten Mal in der Schweiz die in and. Ländern mit so großem Erfolg abgehaltenen Missionstagungen eingeführt werden.

Unsere erste schweizerische Missionstagung für höhere Töchter und Lehrerinnen wird stattfinden im Theresianum zu Ingenbohl vom 25. Juli abends bis 28. Juli morgens.

Das Programm umfaßt Vorträge Diskussionen, Ausflüge zu missionsgeschichtlich interessanten Orten der Umgebung und sonstige Veranstaltungen.

Der Preis für den Kurs beträgt 8 Fr. Die Anmeldungen sind zu richten für höhere Töchter

und Lehrerinnen nach Ingenbohl, und zwar bis spätestens 20. Juli. Möge es uns in der Schweiz wie anderswo ergehen, daß so viele Anmeldungen einlaufen, daß gleich zwei und noch mehr Kurse eingelegt werden müssen.

Lehrerinnen, die am Missionskurs und an den Exerzitien teilnehmen, können die zwei dazwischen liegenden Tage in Ingenbohl zubringen. Es werden zwei schöne Ferientage sein. Die Anmeldungen mögen sofort besorgt werden.

Eine Ueberraschung

wollten uns anläßlich unserer Generalversammlung die lieben Baslerinnen bereiten mit einer Ausstellung trefflicher Hilfsmittel für den Bibelunterricht. — Nun ist aber das Geheimnis offenkundig geworden. Es wird etwas Rechtes werden; das täten die Baslerinnen nicht anders. Also, kommen und sehen! M. K.

Zehn Jahre später.

(Schluß)

Am folgenden Morgen erschien Ella Braun wieder in gewohnten „Locken" und zu der einen feurigen Schleife hatte sich eine zweite gesellt.

Das Gesicht aber trug einen Ausdruck von Angst und Beklemmung.

Weiß Gott, was Ella gestern daheim berichtet und geklagt hatte, und jetzt mochte sie fürchten, es könnte ein Nachspiel absetzen mit Verhör und strenger Strafe. Ihre fragenden Blicke trafen während des Vormittags mehrmals die Augen der Lehrerin und wandten sich dann rasch wieder ab, als ob sie über etwas Bösem ertappt worden wären.

Frl. Dobler aber ließ nicht das Geringste merken. Mit gewohnter Ruhe unterrichtete sie und ließ Ella gerade so viel Güte und Aufmerksamkeit zuteil werden, wie jedem andern Kinde.

Am Nachmittag bemerkte sie mit stiller Freude, wie das Mädchen, als es sich an den Platz begab, die wirren Haare mit beiden Händen zurückstrich und sich dann mit einer Präzisität hinsetzte, als wolle es einen neuen Lebensabschnitt beginnen und nie, nie mehr etwas Gefehltes tun.

Und wirklich, der Vorsatz muß ein tiefgründiger haltbarer gewesen sein. Ella Braun zählte von dem Tage an wieder zu den fleißigen, braven Schülerinnen.

Die Lehrerin verlautete nie ein Wort über jene „böse Geschichte"; aber Ella schaute oft, besonders beim Kommen und Gehen, mit dankbarem Blicke zu ihr auf.

„Armes Kind", dachte Frl. Dobler. „Wie könntest du eine gute, liebe Tochter werden, wenn nicht eine blinde Mutter dich verwöhnen und zu einem Weltkinde verziehen würde, ohne Kraft und Halt, ohne Opfergeist und Willensstärke!"

Monate waren darüber verstrichen, ohne daß Frl. Dobler je wieder mit Ellas Mutter zusammen getroffen wäre. Früher waren sie doch einander so oft begegnet.

Schämte sich Frau Braun ihres taktlosen und törichten Benehmens? — Oder hatte sich ihr Zorn noch nicht gelegt? — Wer konnte es wissen? — Immerhin, sie gab sich jedenfalls große Mühe, um der Lehrerin so beharrlich und geschickt ausweichen zu können.

Das Schuljahr ging zu Ende. Ella Braun übersiedelte in die Sekundarschule. Anna, ihre um zwei Jahre jüngere Schwester, rückte nun an ihren Platz in Frl. Doblers Schule. Sie war ein gutes, bescheidenes Kind. Daheim, das wußte die ganze Nachbarschaft, mußte sie viel arbeiten, stets mit dem Geringern vorlieb nehmen und zufrieden sein, damit Ella, Mutters Liebling, geschont werde und deren Zartheit nicht Schaden leide.

Schnell, wie Wolken im Winde, eilten die Jahre vorüber. Die Kinder des Küfers Braun wuchsen heran und schon war auch das jüngste, das fröhliche Hanneli, das allzeit ausschaute wie der liebe Sonnenschein, der Primarschule entronnen und in die Töchterschule nachgerückt.

Unter allen Kindern war Hanneli beliebt und stets willkommen. Wo es dabei war, gab's keine Zänkereien oder Empfindlichkeiten. Es wußte immer den hellen, frohen Ton anzustimmen. Um so größer war darum der Jammer, als eines Tages die Botschaft durch das Dorf flog, Küfers Hanneli sei über Nacht schwer erkrankt. Ja, es hieß sogar, es erlebe den nächsten Tag nicht mehr.

Frl. Dobler, die an dem Kinde viel Freude erlebt hatte, nahm herzlichen Anteil an dem schweren Leid, das so unerwartet über die Familie Braun hereingebrochen war. Gegen Abend wollte sie persönlich nach dem Befinden des Kindes fragen. Als sie aber im Begriffe war, ihr Stübchen zu verlassen, stand Frau Braun vor ihr mit rotgeweinten Augen.

Es war das erste Mal seit jenem abendlichen Besuch, daß sie das Lehrerinnenstübchen betrat, und ganz anders als damals war die Stimmung von heute.

„Fräulein Lehrerin," sagte sie mit tränenerstickter Stimme, „zehn Jahre sind vorbei — vorbei! Gott straft mich! Er will mir das Hanneli nehmen, das gute, gute Kind. Ich bitte Sie, hel-

fen Sie beten, daß er doch barmherzig sei und es mir lasse. Hanneli ist unser Glück und Sonnenschein. Aber Ella!" — Sie wies heute den ihr dargebotenen Sessel nicht zurück und mußte sich erst wieder fassen, bis sie weiter sprechen konnte.

„Fräulein, tragen Sie es mir nicht nach, daß ich Ihnen damals so bitter unrecht tat! Ich habe schon lange dafür büßen müssen, habe schon tausendmal an Sie gedacht. Ella ist unser Hauskreuz geworden, eine herzlose, undankbare Tochter. Sie stört unsern Hausfrieden, und der Vater — er wirft die Schuld auf mich — und — die drückt so — unsäglich schwer. Aber ich habe es so verdient, verdient, und ändern kann ich's nicht mehr!"

Fräulein Dobler hatte der so demütig bittenden Frau jene Beschimpfung längst vergessen und vergeben und suchte nach Worten, ihr Trost zu spenden in das so schwer leidende Herz.

„Lassen Sie den Mut nicht sinken, Frau Braun! Wo wäre das Haus, das nicht etwa sein Kreuz hat?

Das Hanneli wollen wir noch nicht aufgeben. Junges Leben hält viel durch. Und Ella! — Sie ist im Grunde kein schlimmer Charakter und sie steht jetzt doch in einem Alter, wo sie einsehen kann, daß ihre Mutter eben nur viel zu gut und zu nachsichtig war und nun kann sie sich noch selbst erziehen, wenn sie Verstand und guten Willen hat und . . .

„O, Fräulein Lehrerin," unterbrach Frau Braun, „Sie haben keine Ahnung, wie kaltherzig und lieblos sie ist!"

„So sind die verzogenen Kinder alle. Die Eigensucht schlägt in ihnen so tiefgründige Wurzel, daß es schwer wird, sie auszurotten. Sie sind gewöhnt, daß alles nach ihrem Wunsch und Willen geht und lernen dann nicht an andere denken. Aber immerhin — alles ist doch nicht verloren. Frau Braun, fassen Sie Mut! Machen Sie auch an Ella bittere Erfahrungen, so haben Sie dafür an den andern Kindern, an allen Freude! — Ist es nicht so?"

„Ja Gott sei Dank! Sie machen uns Freude, das ist wahr, und gerade — das Hanneli — am meisten! —" Neue Tränen rieselten über die Wangen der schwergeprüften Mutter. Nach einem Blick auf die Wanduhr aber erhob sie sich und verabschiedete sich hastig. „Leben Sie wohl! Ich muß heim! Um 6 Uhr kommt noch ein Doktor aus der Stadt. Tausendmal Dank!"

Hanneli Braun stand in jener Nacht hart an der Schwelle der Ewigkeit. Aber „junges Leben hält viel durch" und Gottes Macht ist immer da. Die Kranke genas. Das ganze Dorf nahm freudigen Anteil an dieser glücklichen Wendung. Nach drei Wochen konnte Hanneli wieder in die Schule gehen und seine sonnigen Augen hatte es selbst in den Tagen schwerer Leiden nicht verloren.

Eines Morgens nach dem Gottesdienst trafen Frl. Dobler und Ella Braun einander auf dem Friedhof. Ella grüßte ihre einstige Lehrerin freundlich, wie immer. Diese aber fragte sie leise: „Könntest Du einmal am Sonntag auf ein kleines Plauderstündchen in mein Stübchen kommen?"

„Ja, gerne! Wenn es Ihnen recht ist, komme ich grad am nächsten Sonntag!"

„Ganz recht! Etwa um 5 Uhr, gelt! Dann werde ich mit meinen Korrekturen fertig sein."

Ella kam, als die Turmuhr die fünfte Stunde schlug.

Hätte sie geahnt, welch' tiefernste, wichtige Unterredung stattfinden würde, sie wäre wohl nicht mit so fröhlicher Miene eingetreten.

Frl. Dobler hatte sich auf den Besuch, von dem so viel, so unermeßlich viel abhangen konnte, gerade so eindringlich und gewissenhaft vorbereitet, wie auf eine Unterrichtsstunde bei Einführung eines neuen Lehrstoffes. Sie hatte auch, wie sie immer tat, den Hl. Geist zu Hilfe gerufen.

Sie verbarg vor ihrer einstigen Schülerin nichts. Sie ließ sie wissen, was vor zehn Jahren geschehen war und wie die Mutter heute denke, leide und trage, alles um ihrer Tochter willen, die sie in blinder Liebe verwöhnt habe. Und weiter führte sie Ella an einen Scheideweg: „Wähle nun, heute noch! Es ist nicht zu spät und du hast Verstand genug, um die Notwendigkeit einer Lebenswendung einzusehen und den Höhenpfad der Willensstärke, des Opfersinnes und der treuen, selbstlosen Liebe zu suchen. Und geht es auch schwer, dein Glück ist der Mühe wert."

Stumm und bleich und tränenlos saß Ella vor der guten Lehrerin, die tiefer in ihrer Seele las und heller in ihre Vergangenheit schaute, als sie es selber je getan. Und wie viel reine Liebe sprach aus jedem Worte! Wie gut verstand es Frl. Dobler, die Mutter zu entschuldigen und vor dem Kinde trotz aller Irrungen hoch zu stellen, eben als die Mutter „ach, man hat sie einmal nur."

Und das Ende? —

Frl. Dobler hatte sich ausgesprochen, schwieg und wartete, bis Ella sich mit sich selbst abfinden würde. Es dauerte eine gute Weile, bis sie aufstand, der Lehrerin die Hand reichte und sagte: „Gott vergelte Ihnen alles, alles! Es soll mit mir anders werden. Ich habe es selber auch schon gedacht; aber ich fand den Weg nicht. Sie haben ihn mir gewiesen."

Und erst jetzt lösten sich Ellas Wehmut, Reue, Hoffnung und Freude in Tränen. Glücklich ging sie an jenem Abend nach Hause, vielleicht glücklicher, als sie schon je gewesen war.

Oft war sie jetzt Frl. Doblers lieber, willkommener Sonntagsgast. In ihr fand sie eine ebenso weise als liebevolle Ratgeberin, und vom Schulmeisterstübchen trug sie jedesmal wieder Licht und Sonnenschein ins traute Vaterhaus. E. M.

Das Erzählen.

Das Erzählen ist vorerst eine Gabe, ein Talent.

Es ist zweitens eine Kunst, in der man sich üben und ausbilden kann.

1. Der Erzähler muß es verstehen, sich den Zuhörern anzupassen durch Berücksichtigung
   a) ihres Alters,
   b) ihrer intellektuellen Kräfte,
   c) ihres Anschauungskreises und ihrer Erfahrungen.

2. Der Erzähler muß eine gute Auswahl treffen. Was er bietet, muß Wert und Gehalt haben. (Für Kinder nur das Beste!)

Es muß belehrend, erziehend, veredelnd wirken. Gemüt und Verstand, Phantasie und das religiöse Empfinden müssen angeregt werden.

In der Belehrung soll man nicht so weit gehen, daß die Erzählung einer Katechese gleicht, denn einer solchen ist ein besonderer Platz im Religionsunterricht angewiesen. In der Erzählung soll vielmehr die Handlung als solche belehren und erziehen.

Schauergeschichten, Geistergeschichten, Mordgeschichten und dergl. dürfen nicht das Thema der Erzählungen bilden. Sie regen die Kinder, besonders schwächliche, auf und schaden mehr als sie nützen.

Märchen waren eine Zeitlang im Vordergrunde und man maß ihnen zu viel erzieherischen Wert zu. Diese Begeisterung ist etwas zurückgegangen. Märchen soll man nicht zu oft bieten. Sie sind das Zuckerbrot, das man den Kindern zuweilen gibt, das aber allein nicht nährt. Die Erde ist eben kein Märchenland, und das Leben, in das unsere Kinder hinaussteuern, ist auch kein Märchen. Ganz zu verwerfen sind Märchen, die ihren Inhalt mit der Religion vermischen, wie das in neuerer Zeit vielfach geschieht. Gott und Engel sind nicht Märchengestalten.

3. Wie soll erzählt werden?

Anschaulich, einfach, fließend, fesselnd.

Die Zuhörer sollen nicht gähnen oder sich anders unterhalten, sonst ist das ein Beweis, daß der Erzähler sie nicht im Banne halten kann.

Wo es sich anbringen läßt, soll auch der Humor zu seinem Rechte kommen. Wo einer den Kindern gut zu erzählen versteht, brechen dieselben oft in herzliches, sogar stürmisches Lachen aus.

4. Erzählen oder vorlesen?

Auf der untersten Stufe erzählen, Mundart, auch auf der Mittelstufe, den Kindern noch lieber als vorlesen. Einfache Sachen dürften zeitweise vorgelesen oder in der Schriftsprache erzählt werden.

Oberstufe: vorlesen in korrekter Aussprache und schöner Betonung, so daß die Schüler dadurch auch zu schönem Lesen angeeifert werden. Vom richtigen Vortrag oder vom Vorlesen einer Erzählung hängt ein guter Teil des Erfolges ab. Da gilt auch das Wort: „Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe."

Nichts vorlesen, das man nicht selbst vorher gelesen hat!

Wie oft erzählen oder vorlesen?

Den Kleinen in den Unterricht oft eine kurze Erzählung einflechten. Den größern Schülern wenigstens alle Wochen einmal erzählen oder vorlesen! Die dafür aufgewendete Zeit ist nicht verloren, sondern gut angewendet. Noch in späten Jahren erinnert man sich jener seligen Stunden, wo in der Schule erzählt oder vorgelesen wurde.

Vereinsnachrichten.

Sektion „Luzernbiet." Der 28. Juni erschloß uns eine schöne Tagung in Luzern. Im freundlichen Eröffnungswort des hochw. Herrn Pfarrer Erni, Sempach, klang Ermunterung zu idealer, getreuer Berufsarbeit. — Die geschäftlichen Traktanden, darunter Besprechen des neuen Statutenentwurfes, waren bald erledigt und dann befaßte sich der hochw. Herr Professor Dr. Frischkopf, Luzern, mit dem Thema: „Die Sicherheit unserer Glaubensüberzeugung." Voll Kern, Tiefe und überzeugender Kraft waren die Ausführungen, jeder Satz groß in sich. Die gediegenen Darbietungen sollen nicht nur kurzer begeisterter Freude, sondern einem tatkräftigen Glaubensleben gerufen haben. Dann wird unsere Tagung nicht allein fortleben im Vereinsprotokoll, sondern verewigt im Buche der Vergeltung.

F. G.

Günstige Kaufgelegenheiten.

Aus dem Nachlaß des H. H. Pfarrers Ducret sel., Aarau, können bezogen werden:

1. Herders: Lexikon der Pädagogik, 5 Bände, neu, für 35 Fr.
2. Dasselbe in Leder, neu, für 40 Fr.
3. Häbrich: Pädagogische Psychologie, 3 Bände, für 12 Fr.
4. Stieglitz: Ausgeführte Katechesen, 2 Bändchen.
5. Leihschuh: Kunstgeschichte, 1 Band.
6. Semran: Die Kunst der Renaissance in Italien und im Norden, 1 Band.
7. Jakob Burkhard: Die Kultur der Renaissance in Italien, 2 Bände.

9. Jahrgang. Nr. 8. 16. August 1923.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Lehrerin, Ruswil (Kt. Luzern)

Inhalt: Christus als Vorbild der Erzieher. — Von den Schicksalen einer Lehrerinnenschrift (Schluß). — Bericht über die 31. Generalversammlung.

Christus als Vorbild der Erzieher.

Dr. K. R.

Die Erziehung ist ein übernatürliches Werk, übernatürlich in Ziel, Mitteln und Lohn. Darum müssen wir auch mit übernatürlicher Auffassung an dieses Werk gehen, müssen die Erziehung ausüben, wie ein Stück Priestertum. Allein damit wir das Amt eines Erziehers an den uns Anvertrauten oder nahestehenden Menschen möglichst getreu verwalten, brauchen wir ein hinreißendes Vorbild, und das ist Christus, unser Herr und Meister.

Er ist das große Vorbild aller Erzieher, Christus, der Lehrer u. Erzieher der ganzen Menschheit. In seinem Geist hat die Kirche gewirkt, hat sie die Völker um sich gesammelt, gelehrt und erzogen. In Christi Geist haben die großen Lehrer und Hirten der Kirche gewaltet. In Christi Geist haben geschafft alle Gründer religiöser Genossenschaften, deren treue Söhne und wahre Töchter, all die ungezählten Scharen christlicher Erzieher und christlicher Eltern. Sie haben alle zu Christus emporgeschaut als dem wunderbarsten Vorbild der Erzieher, und von Christus wollen auch wir lernen und schauen: 1. Christi Auffassung von der Erziehung. Christi Ziele und Forderungen in der Erziehung. 3. Christi Eigenschaften als Erzieher.

1. Christi Auffassung von der Erziehung.

Daß Christus wirklich Erzieher war, brauche ich Ihnen nicht zu beweisen. Er war verheißen, verkündet als Lehrer und hat dann der Menschheit das höchste Wissen gebracht, das Wissen von Sinn und Zweck des Lebens, vom Vater und von der Heimat drüben. Er war verheißen und verkündet als Erlöser und hat tatsächlich die Menschheit mit dem Himmel versöhnt, hat den Weg der Pflichten gezeichnet, hat ihn möglich gemacht mit seiner Gnadenhilfe, und so hat er begonnen die ganze Menschheit zu erziehen, hinaufzuziehen aus dem Niedrigen zu dem edlen Menschlichen und dann zu Gotteskind, also wahrhaft höchste Erziehung.

Und welche Ansicht hat nun der Herr von der Erziehung? In welchem Geist geht er voran? Wonach bewertet er alles und was entscheidet alles? Das ist das Uebernatürliche, immer und überall.

Sie kennen das hohepriesterliche Gebet Christi. Vor seinem bittern Leiden und Sterben wirft der Herr noch einen Blick auf das Tagewerk seines Lebens und hebt dann Hände und Herz zum schönsten Abendgebet: „Vater, es naht die Stunde . . . du gabst deinem Sohne Gewalt über alles Fleisch, daß er allen, die du ihm gabst, das ewige Leben schenke. Das aber ist das ewige Leben, dich erkennen, den allein wahren Gott und den du gesandt hast, Jesus Christus. — Ich habe das Werk vollbracht . . . habe deinen Namen den Menschen geoffenbart, die du mir zugewiesen aus der Welt und sie haben dein Wort beobachtet . . . . Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen. Ich habe sie behütet, die du mir gabst . . . jetzt aber komme ich zu dir . . . so schütze du sie vor dem Bösen . . . und heilige sie . . . und ich bitte, daß alle eins seien; wie du, Vater, in mir und ich in dir, so sollen sie eins sein in uns. Ja, Vater, ich will, daß wo ich bin (in meiner Herrlichkeit) auch sie seien, die du mir gegeben.“ Das ist das Abendgebet des Herrn, das uns so klar zeigt, daß er nur den übernatürlichen Standpunkt anerkannte. Erziehung zu Kindern Gottes, zur engsten Vereinigung, ja zur Einheit in Gott hienieden und drüben.

In diesem Geiste hat Christus immer geredet und gehandelt. Nicht zur Erbschaftsverteilung ist er gekommen unter streitenden Brüdern. Sein Reich ist nicht von dieser Welt; selbst nicht Fleisch und Blut berücksichtigt er; wer den Willen seines Vaters tut, der ist ihm Vater und Mutter und Bruder und Schwester. Nur eines erstrebt er, zum Vater im Himmel zu führen, das Himmelreich den Kindern schützen und den Reuigen wieder schenken: Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein.

Das ist drum auch seine Freude, wenn er sieht, wie die Menschen zum Vater sich kehren: „Sehet, sehet die Felder, sie sind schon reif zur Ernte, o bittet den Vater, daß er Arbeiter sendet", und als die Griechen bei ihm anklopfen, da ist sein erstes Wort ein freudiger Dank: „Nun, ja nun ist die Stunde gekommen" und wiederum: „Ich lobe dich, danke dir, Vater", daß du es den Kleinen geoffenbart hast. Nur eine Freude, nur ein Streben, nur eine Speise, den Willen dessen zu tun, der ihn gesandt und alle zu diesem einen Ziele zu lenken, unter dem einen Hirten, zu dem einen Schafstall, auf dem einen Weg, zu der einen Heimat, immer und überall das Einzige: Erziehen zu Gotteskindern.

Zu diesem Ziele richtet der Herr auch sein Gebet und Opfer. Vor jeder großen Tat, vor der Apostelwahl ganz besonders, betet der Herr, um gleichsam ganz aus dem Uebernatürlichen heraus an die Werke der Erziehung zu gehen. Sein Opfer, sein Leben, damit sie das Leben haben und überreich haben, „und sein Blut zur Vergebung der Sünden," um Gotteskinder zu erbeten und zu erkaufen. O welch wunderbares Vorbild ist doch der Herr. Wenn wir so durchdrungen wären von der übernatürlichen Auffassung der Erziehung! Da ist es keine fruchtlose Arbeit, keine Unfruchtbarkeit. Mit Gebet und Opfer kommt man an jede Seele heran. So wie der Herr es lehrt: „Nicht für Euch allein bitte ich, sondern für alle, die auf der Apostel Wort hin glauben." Und wenn auch das Weizenkorn sterben muß, um 100fältige Frucht zu bringen, so erleuchtet dafür Christi Licht alle, die in diese Welt kommen, und an alle Seelen klopft seine Gnade. Drum ist auch Christi letzter Auftrag an die Apostel ein Befehl, in diesem Geiste voranzugehen. „Gehet hinaus in die Welt, machet euch alle zu Schülern, lehret sie alles halten . . . und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes."

Von diesem übernatürlichen Standpunkt aus wird auch das Leben des Heilands verständlich. Wie wäre es sonst begreiflich, daß der Herr in einem so kleinen Lande seine Jahre verbrachte beim verachtetsten Volke, in so engen Kreisen, bei Ungebildeten, bei Hartnäckigen und Selbstzufriedenen, wahrhaftig im letzten Winkel der Welt. Aber bei einem übernatürlichen Werk spielt eben nicht das Sichtbare die Hauptrolle, nicht Zahl und Ansehen der Zuhörer, nicht Talent und Tüchtigkeit, nicht Erfolg und Anerkennung, o nein, sondern die Einordnung in Gottes Willen und Plan, man könnte sagen, das Innehalten der Kompetenzen, die Gott uns übertragen hat. Und auch das hat uns Christus gelehrt und damit gezeigt, wie völlig er aufgegangen war in der übernatürlichen Auffassung in der Erziehung. (Fortsetzung folgt.)

Von den Schicksalen einer Lehrerinnenschrift.

Von Anna Sartory.*)

(Schluß.)

Pauline Herber zählte beinahe 59 Jahre, als die neue Aufgabe nach ihr verlangte, von der sie schrieb, das Neue derselben bestehe zunächst darin, „daß sie in ihrem ganzen Umfang uns selbst neu ist."

In der Januarnummer 1911 widmete sie diesem ihrem neuen Pflichtanteil an der Gesamtaufgabe des Vereins einen dauernd wertvollen Rückblick und Ausblick in dem Leitartikel: „Zur Einführung unseres Pflichtorgans". Ihre ersten Worte waren ein dankbarer Hinweis auf die vom bisherigen Eigentümer „mit Klugheit, nimmer rastendem Eifer und unerschütterlicher Treue" geleistete Arbeit in Verwirklichung des Programms, das er selber bei Gründung der „Monatsschrift" für dieselbe aufgestellt hatte. In pietätvoller Würdigung des von ihm durch Abtretung des Eigentumsrechts gebrachten Opfers dankte sie für dasselbe und äußerte zugleich ihre Ueberzeugung, als neue Schriftleitung in ihm allzeit einen Freund und uneigennützigen Berater zu finden.

Dann begrüßte sie „bewegten Herzens zum erstenmal im eigenen Hause die ganze Schar der Vereinsmitglieder, die alten Abonnentinnen und die vielen Hinzugekommenen, dazu die auswärtigen Freunde unserer Zeitschrift, die trotz notwendig gewordener Erhöhung des Bezugspreises das Organ der katholischen Lehrerinnenschaft Deutschlands nicht missen wollen."

Kurz, klar, prägnant zeichnete sie die neue Aufgabe, wie sie dieselbe erfaßte und zu verwirklichen dachte. „Wie seit ihrer ersten Einführung wird unsere Monatsschrift mit offen entfalteter katholischer Fahne im Dienste der Prinzipien einer christlichnationalen Erziehung stehen. Wie bisher wird sie sich die allgemeine wissenschaftliche wie die berufliche Fortbildung der katholischen Lehrerin, ihre lebendige Fühlung mit den Zeitströmungen

*) Frl. M. Schmitz, 1. Vorsteherin des V. k. d. L., macht mich freundlich darauf aufmerksam, daß die in letzter Nummer als heimgegangen erwähnte Direktorin M. Landmann, ehem. Schriftleiterin der „Mädchenbildung", Gott sei Dank noch am Leben ist und in voller Rüstigkeit der an Pfingsten in Stuttgart stattgehabten Generalversammlung beigewohnt habe. Meine bezügliche Angabe beruht auf einer mir mündlich zugekommenen Mitteilung.

auf dem Gebiete der Pädagogik, der Standesbewegung und verwandten Gebieten. ihre Charakterbewährung und Berufsfreudigkeit, ihr echtes Frauentum und Deutschtum in jeder Richtung angelegen sein lassen."

Die formale Ordnung, in welcher die neue Schriftleitung die verschiedenen Interessengebiete innerhalb der Monatsschrift zu vertreten gedachte, erhellt aus dem konkret gezeichneten Arbeitsplan: Abhandlungen aus dem Gebiete der allgemeinen und Volksschulpädagogik im weitesten Sinne, von geschulten Fachvertretern und -vertreterinnen als Ergebnisse ihrer theoretischen Studien geboten, sollten den ersten und wichtigsten Abschnitt bilden, aktuelle Fragen der Psychologie, der Ethik, der pädagogischen Pathologie, der Erziehungshygiene, der allgemeinen und speziellen Methodik, der Jugendfürsorge, des Fortbildungsschulwesens, des Lehrerinnenwesens, auch Gegenstände der Allgemeinbildung mit besonderer Berücksichtigung des Bildungsinteresses der Lehrerin hier zur Behandlung kommen.

Anschließend an diese wissenschaftlichen Abhandlungen, die je nach Bedürfnis von Berichten und Lebensbildern begleitet sein würden, stellte Pauline Herbers Plan Beiträge aus der Praxis in Aussicht, „in welchen Kolleginnen mit allgemein interessierenden Versuchen, Beobachtungen und Erfahrungen der Gesamtheit aus der Unterrichts- und Erziehungspraxis heraus zu Diensten sein werden und damit zugleich der pädagogischen Wissenschaft ihren bescheidenen Teil neuer Erkenntnisse hinzufügen." An erster und zweiter Stelle also, unmittelbar sich folgend, die Ergebnisse theoretischer Studien und praktischer Versuche, Beobachtungen und Erfahrungen.

„Die Beiträge der beiden Abteilungen", so schrieb Pauline Herber, „sollen dazu dienen, uns in der Theorie und Praxis unseres Berufes auf der Höhe zu halten und planmäßig und zielbewußt höher zu bringen."

Der dritte Teil: Aus der Zeit, sollte „mit Artikeln über bedeutsame Vorgänge im engern oder weiteren Berufsgebiet der Lehrerin sowohl orientieren als zur Stellungnahme anregen"; hier auch Raum sein für „Berichte über Vereine und ihre Bestrebungen, Versammlungen, parlamentarische Erörterungen (neun Jahre vor Zuerkennung des aktiven und passiven Wahlrechts an die Frauen durch die Verfassung!), behördliche Erlasse, Besprechung bedeutsamer Schriften. „Wir werden dabei", so lautet das Programm, „unterscheiden: Schulwesen und Erziehung, Frauenbewegung, allgemeines Kulturleben."

Eine besondere Sparte unter dem Namen Funde war vorgesehen für „charakteristische Aeußerungen bedeutender Autoren zu zeitgemäßen Fragen, desgleichen Zusammenstellungen pädagogischer Aufsätze mit Angabe der Zeitschriften, in denen die Bearbeitungen zu finden sind."

Ferner wollte die Schriftleitung bedacht sein, „unserem umfangreichen Programm ein wenn auch bescheidenes Plätzchen für kleine, im Unterhaltungsstil abgefaßte Plaudereien und Skizzen aus dem Berufsleben abzugewinnen, um so auch dem Bedürfnis nach leichterem Austausch von Eindrücken und Erlebnissen zu genügen.

Die Vereinsnachrichten sollten „in der Regel nur mehr kurze Bekanntmachungen sein und zwar solche aus den Bezirks- und Zweigvereinen (Todesfälle einschließlich), des geschäftsführenden Ausschusses und des Vereinsvorstandes", weitere Anregungen im dritten oder im ersten Teil ihre Stelle finden.

Ferner war vorgesehen eine Merktafel zur Ankündigung von Kursen, Kongressen und Vereinsversammlungen, und eine Bücherschau zu kurzer und gewissenhafter Besprechung eingelaufener Neuerscheinungen „möglichst unter Zusammenfassung mehrerer Erscheinungen desselben Faches". Längeren literarischen Essays wurde Raum im ersten, eingehenderen Kritiken solcher im dritten Teil zugewiesen.

Der Schluß jedes Heftes war einem Echo der pädagogischen Welt und der Stellenvermittlungsliste des Vereins eingeräumt.

Wer nicht so glücklich ist, Pauline Herber persönlich gekannt zu haben, wird erstaunt, um nicht zu sagen betroffen, sein über eine derart meisterliche Gestaltung der Schriftleitung schon im Entwurf. Derselbe ist denn auch in all den folgenden Jahren bis zur gegenwärtigen Zeit ihren Nachfolgerinnen maßgebend geblieben, sofern nicht die gewaltsamen staatlichen und schulpolitischen Umwälzungen Aenderungen und Neueinschaltungen geboten. — Ungeahnt weittragenden Sinn und über ihr eigenes Diesseitsdasein hinaus gesteigerte Bedeutung aber haben jene programmatischen Sätze gewonnen, in denen sie ihre Auffassung bekundet über die dem Verein mit dem Besitz und der Eigenredaktion der „Monatsschrift" gewordene ideelle Sonderaufgabe.

„Unsere Zeitschrift", so schrieb sie, „ergänzt durch ‚Mädchenbildung auf christlicher Grundlage', faßt alle Interessen der katholischen Lehrerin unter dem Gesichtspunkte einer inneren Einheit zusammen. Daraus erwächst uns die Aufgabe, einen innerlich noch nicht zu uns gehörenden Lehrerinnenkreis zu gewinnen. Es ist Jugend zumeist und moderne Jugend — im guten Sinn, wie wir hoffen, immerhin aber anspruchsvoller, selbstgenügsamer, kritischer veranlagt als die ältere Generation der katholischen Lehrerinnen und doch — noch ungefestigt in der Erfahrung, den Schwankungen des modernen Lebens wie der pädagogischen Reformbewegung und der ganzen Kampfzerrissenheit unserer Tage preisgegeben. Möge es unserem Pflichtorgan gelingen,

der Gesamtheit ein fester Mittelpunkt der Selbstbehauptung gegenüber den mancherlei dem wahren Lehrerinnenideal entgegengesetzten Strömungen zu werden, allen die rechten Anregungen zur Vertiefung pädagogischer Einsicht und zu einsichtsvoller Erzieherinnenarbeit, nicht zuletzt zur Selbsterziehung zu vermitteln.

„Die uns gestellte neue Aufgabe ist groß, ist verantwortungsschwer, Verein und Monatsschrift sind von nun an verwachsen. Während bisher nur die Jahresversammlungen den Verein katholischer deutscher Lehrerinnen an die Oeffentlichkeit führten, geschieht dies im ganzen Umfang durch unser Organ von jetzt ab allmonatlich. Getreu wird es den Verein und das in ihm herrschende Leben und Streben abspiegeln. Werden die Bilder allzeit Ehre und Anerkennung verdienen? Es wird die ihm eignende Waffe sein zur Verteidigung und Mehrung der wahren Werte der Erziehung und des eigenen Standes. Wie seither wird die Waffe geführt werden in Achtung fremder Meinungen mit Ausschaltung aller persönlichen Angriffe."

Als das große Ziel, dem ihre und der Mitglieder Arbeit hinsichtlich des neuen äußeren Vereinsbandes gelte, bezeichnete sie: „Hebung des Standes zu wahre Werte schaffendem Leben!"

„Ihre Energie", wandte sie sich an die Mitglieder, „wird es schon vorausnehmen und sagen: ich selbst, doch nicht ich allein, sondern alle meine Berufsschwestern ringen nach geistiger und sittlicher Höhe, sind durchdrungen von lebendigem Interesse für alles, was Bedürfnis der Zeit ist, durchdrungen vor allem vom Geiste wahren und echten Christentums, das unserer Zeit nötiger ist als alles andere. Es ist das Gemeinsamkeitsideal, das allmählich alle erfassen, für das ihre Herzen erglühen müssen, das auch ihre Wünsche hinsichtlich unserer Zeitschrift regeln und sie zu tatkräftiger Unterstützung ihrer speziellen Zwecke und Aufgaben anfeuern muß.

„In dem Grade, als dieser große Standesgedanke Sieger wird über engere und mehr oder weniger selbstsüchtig gefärbte Interessen, über die Gebundenheit der Berufs- und Lebensverhältnisse, wird auch eine innerlich berufene Mitarbeiterschaft gleich einem Pionierkorps sich herauslösen, und das Werk, das wir nur zagend übernommen haben, wird zu immer schönerer Ausgestaltung geführt werden.

„Die Kraft, die solches wirkt, — in dem Sinne wirkt, den wir als den unseren erkennen, — sie wohnt in der Höhe, ihr vertrauen wir."

Ein hervorragender Zug in Pauline Herbers Wesen war ihre geniale Gewandtheit, jedes nur irgendwie geeignete und erreichbare menschliche Werkzeug zur Verwirklichung ihrer Pläne und zur Mitgestaltung und Realisierung ihrer Ideen heranzuziehen und tätig zu machen. Mit einer man möchte sagen inspirierten Entdeckerfindigkeit hatte sie alsbald mit einer Anzahl tüchtiger Mitarbeiterinnen u. Mitarbeiter sich umgeben. Der briefliche Gedankenaustausch, das Geben und Empfangen von Anregungen zur frohen und ersprießlichen Redaktionsarbeit gestaltete sich rasch zu einer Hochflut von lebenheischenden und lebenspendenden Schreiben hin und her.

Sie selber schien wie um Jahrzehnte verjüngt in der ihr rasch liebgewordenen neuen Tätigkeit als Redaktorin. Mit der „Lust und Liebe zu dem Ding" wuchs die schon bis anhin nie klein gewesene Arbeitsfreude beinah zur Unersättlichkeit sich aus. Späte Abend-, schlaflose Nacht- und früheste Morgenstunden sehen die berufene Schriftleiterin am Aufzeichnen der Pläne für die einzelnen Hefte, die jeweils einem bestimmten Leitgedanken dienen und zugleich in abwechslungsreicher Gestaltung gehalten sein sollen. Ein reger Briefwechsel mit Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, Entwürfe und Ideengänge zu Beiträgen verschiedener Art, Korrekturen, Ueberarbeitungen und Feilungen theoretischer Artikel und praktischer Darstellungen (wohl das mühenreichste und undankbarste Redaktionsgeschäft!), die Auslese der „Funde" und Aphorismen, die dem Ganzen angepaßt sein sollen, nahmen alle bis anhin noch kleiner Erholung gewidmeten Viertelstunden weg. Aber es ist auch, als fühlte man heute noch den frischen Lebensstrom durch alle diese Arbeit pulsen, der damals, sechs selige Monate lang — denn auch die vorbereitenden zwei von 1910 gehören dazu — von der Vereinsgründerin und -leiterin in das neue bedeutungsvolle Werk geleitet wurde. Sechs selige Monate lang, von November 1910 bis zum Osterfeste 1911. Dann gebot ein altes Leiden eine Erholungspause und dann — ja, dann kamen viele und lange Monate schwerer Krankheit und schmerzvollen Siechtums für sie, die so lebensfroh und zukunftsfreudig begonnen hatte. Eine interimistische Schriftleiterin wurde am 10. September 1910 in Köln bestellt, die aber noch vor Ende des Jahres ihr Amt niederlegte. Ihr folgte eine dreigliedrige Redaktion, die wiederum von den eingeführten Separateinsendungen direkt an den Verlag zur vorherigen Methode des Sammelns und der Weiterleitung aller Beiträge durch eine Hand zurückkehrte. Schließlich, im April 1912, ein Jahr nach Pauline Herbers Erkrankung, wurden Sekretariat des Vereins und der Schriftleitung von Boppard nach Aachen, dem Wohnsitz der stellvertretenden Vorsitzenden, Frl. Oberlehrerin M. Schmitz, verlegt. Der tatsächlich schon im Herbst 1911 stattgefundene Redaktionswechsel trat erst jetzt nach außen voll in die Erscheinung, indem Pauline Herbers Wille erfüllt: ihr Name als der der verantwortlichen Schriftleiterin ausgelöscht und der-

jenige der neuen Amtsinhaberin an dessen Stelle gesetzt wurde.

Das erste Jahr der „Monatsschrift" als Vereinseigentum, so froh und unter so guten Zeichen begonnen, war also ein in der Folge von Erschütterungen, Wechseln und Prüfungen stark heimgesuchtes geworden, und es lag ein tiefer Sinn in den Worten Pauline Herbers, die sie im Dezember 1912 beim ersten Wiederbetreten des verödet gewordenen Büros zur ehemaligen Teilhaberin des kurzen Glückes sprach: „Hier sieht's aus, wie wenn der Sturm hindurchgefahren wäre!"

Für die neue Schriftleiterin bedeutete die Veränderung Aufnahme einer ungeheuren Arbeitslast, der sie in erster Linie ihr lb. Lehramt opfern mußte.

Das Programm, das Pauline Herber der „Monatsschrift" gegeben, blieb im allgemeinen richtunggebend. Pauline Herber selber wurde, als ihre arg mitgenommenen Kräfte ein wenig sich wieder zu heben begannen, von Frl. Schmitz bei jeder sich bietenden Gelegenheit um Mitarbeit gebeten.

Aeußerlich war das Vereinsorgan seit seiner Gründung durch zwanzig Jahre hindurch sich gleich geblieben: je vier Druckbogen in leichtem, blaßgelbem Umschlag, der dann von einem festeren in Grau abgelöst wurde. 1911 brachte wieder eine kleine Aenderung in Gewandfarbe und im Schriftsatz. 1914 erschien, als Ergebnis eines vom Verlag erlassenen Preisausschreibens für neuen Heftumschlag, auf hellgelbem Grund als der „Farbe des Lichtes und der Freude" vom Titelsatz ausgehend in Medailleform eine symbolische Zeichnung: ein im aufsteigenden Sonnenlicht aus Fels und Gestein in die Ebene sich ergießender Bergquell. „Bergquell der Wahrheit" war der Entwurf von seiner Urheberin im Wettbewerb überschrieben worden, und Pauline Herber widmete diesem Symbol bei seinem Ersterscheinen einen auf die Beziehungen desselben zum Amt und Leben der Lehrerin hinweisenden Leitartikel.

Wie eine gewaltige Tragik muten heute jene Sätze an, die sie, ihre Erläuterungen abschließend, damals schrieb. Rückblickend auf die geschichtlichen Ereignisse, die sich an den deutschen Feldzug vor 100 Jahren — 1813/14 — anreihten, wies sie in Gegenwart und Zukunft:

„Von Wassern unwandelbarer Wahrheit und Gerechtigkeit nach ewigen Gesetzen wird das Rad der Weltgeschichte wie das jedes einzelnen Menschenlebens weiterbewegt... Wir schauen unsern Bergquell der Wahrheit, wie er rinnt, stürzt, rauscht, plätschert. Unsere Glückssonne ist im Aufgehen. Wahrheit, wenn sie echt ist, reift zur Güte, zur Seligkeit. Solche wünsche ich uns allen zur Wanderung im ganzen neuen Jahr."

Dieses neue Jahr brachte den Ausbruch des Krieges unseligsten Andenkens. Würde Pauline Herber das Glück im gewöhnlichen, irdischen Sinne gemeint haben, so wäre sie damals keine gute Seherin gewesen. Ihr Wort aber hat je und je tiefern und höhern Sinn gehabt, und so hat es sich in der Folge inmitten der Schrecken und Kümmernisse an ihr selber und an vielen, vielen ihrer Vereinsschwestern erfüllt: ihre echte Wahrheit und Wahrhaftigkeit reifte zur Güte, zur Seligkeit.

Nicht, als ob die Güte ihr bisher fremd gewesen wäre. Ihr ganzes Wesen war ja Güte und in dieser Hinsicht bedeutete jener Satz Feststellung eigener Erfahrung. Aber eine Elite ihrer Kolleginnen durfte die Wirklichkeit dieser Tatsache nun auch an sich inne werden. 1913 hatte Deutschland das Regierungsjubiläum Wilhelm II. gefeiert. Auf seinen Wunsch hin hatten Stände, Vereine und Private ihre Freude über dieses Ereignis durch eine fast unabsehbare Zahl von Wohlfahrtsschöpfungen und milden Stiftungen „zur Linderung von Not jeder Art" — wie die kaiserliche Meinung lautete zum Ausdruck gebracht. Aus diesem Anlaß geschah es, daß der Verein katholischer deutscher Lehrerinnen auf Anregung Pauline Herbers eine neue Wohlfahrtseinrichtung für seine Mitglieder gründete, indem er die bisherige wirtschaftliche Hilfskasse des Vereins — die Helferin in außerordentlichen, in den Statuten der andern Wohlfahrtseinrichtungen nicht vorgesehenen Notlagen — zu einer Caritaskasse erweiterte, „die, in die Organisation des Vereins eingestellt, regelmäßig, wenn auch ohne Zwang, kleine Liebesgaben von den Mitgliedern heischt. Mehr als die andern Wohlfahrtseinrichtungen des Vereins", so hieß es in der bezüglichen Bekanntmachung, „soll sie auf rein schwesterlicher Liebe und Opferwilligkeit gegründet sein und diese Gefühle in reichlicherem Maße unter uns entzünden Lehrerinnen mit katholisch fühlendem Herzen sollen Gelegenheit finden, durch kleine Zuwendungen an diese Kasse der „Liebe bis ans Ende" nachzueifern. Zur Erinnerung an eine große vaterländische Familienfeier ins Leben gerufen, soll sie ein Denkmal treuen Familiensinnes in unserer Standesgemeinschaft sein und helfen, daß möglichst keine mehr, ob nah oder fern, infolge widrigen Schicksals am Wege liegen bleibt."

Diesem Rufe Pauline Herbers, der Caritasmutter von Gottes Gnaden, folgten zahlreiche Vereinsschwestern willigen und frohen Herzens. So kam das Werk zustande, das, geschaffen in den Tagen höchsten Glanzes deutscher Macht und Herrlichkeit, schon so bald tausend- und tausendfache deutsche Not innerhalb der Standesorganisation und z. T. über dieselbe hinaus lindern sollte und konnte — aus der Wahrheit gereifte Güte und Seligkeit. Diese Glückssonne war im Steigen.

Die Hefte der „Monatsschrift" seit 1912 liegen mir nicht vollständig vor. So sehe ich die Weiterentwicklung des Organs seit dessen Uebergang in die neue Schriftleitung nur lückenhaft. Sie zeigt

aber ein erneutes Einsetzen der Mitarbeit Pauline Herbers, welche Mitarbeit 1914 und 1915 sich fortwährend steigert. und die darauffolgenden Jahre bis in das Sterbejahr hinein fortdauert.

Manche schweizerische Lehrerin ist während den Kriegsjahren des Organs ihrer deutschen Kolleginnen überdrüssig geworden, weil sein Inhalt „auch gar so ausschließlich vom Krieg und von nichts als vom Krieg" bestimmt war. Das ist ein gutes Zeugnis für die „Monatsschrift", die im Januar 1911 versprochen hatte, sie werde sich die Charakterbewährung und Berufsfreudigkeit der Lehrerin, ihr echtes Frauentum und Deutschtum in jeder Richtung angelegen sein lassen. Und es ist ein noch besseres Zeugnis für sie, daß sie in Zeiten, da der Patriotismus in den Kriegsländern vielfach in fanatischen Chauvinismus ausartete, daß sie in solchen Zeiten zum Gebete aufforderte „auch für diejenigen, deren Staatsoberhäupter ihre Waffen gegen uns gekehrt haben, und die die Heimsuchungen des Krieges unmittelbarer denn wir in allen ihren Schrecken durchkosten müssen. Wir werden auch die Kinder für sie beten lassen: „O Maria, hilf uns all hier in diesem Jammertal."*) Es war ein Selbstgericht voll schonungsloser Offenheit, wenn diese „Monatsschrift" ihren 18,000 Leserinnen und über diese hinaus einer ganzen Oeffentlichkeit, die es vernehmen wollte, sagte: „... Wir sind uns bewußt: auch bei uns war vieles nicht mehr, wie es nach Gottes heiligem Willen sein soll. Im Geistesleben viel selbstherrliche Ueberhebung, Gott- und Christusfeindlichkeit, in den Sitten gewissenloses Neuheidentum, in Wort und Bild genährt von einer schamlosen Kunst. Im öffentlichen Leben zunehmender Parteihader, feindselige Absonderung, Klassenhaß! In der Erziehung der Jugend Hochmuts- und Begehrlichkeitszüchtung und gar traurige Verwilderung. Mit Schrecken wurde man ihrer gewahr, man ersehnte einen ‚Starken', der es wieder zwingen würde zu guter, alter deutscher Denkungsart und Sitte." *) Welche Forderung religiöser Höchstleistung aber bedeutete die zu Beginn des 6. Kriegsmonats erhobene Mahnung: „Gut sein und beten, beten, nicht nur in Bitten, sondern auch mit Lob und Dank. Im Feuerofen sangen die drei Jünglinge ihren Lobgesang: ‚Preiset den Herrn, ihr alle Werke des Herrn'... und dann: ‚Ihr Heiligen und von Herzen Demütige, preiset den Herrn.'"*)

Ja, die „Monatsschrift" trug Kriegsgepräge, aber Kriegsgepräge aus Herz und Hand edelsten Frauen- und Muttertums, edelster Erzieheringesinnung. „Ja, wir müssen durch", so nahm sie ein bekanntes Wort der Königin Luise von Preußen vom Jahre 1813 auf, „wir müssen durch — mit uns selbst zur Ruhe des einfachen Vertrauens, mit unsern Kindern zur Eroberung jener christlichen und vaterländischen Gesinnung, die zum Heldentum in Widerstreit und Leiden befähigt und die religiös-sittliche Erneuerung unseres Volkslebens verbürgt. .... Nichts, selbst nicht die direkte Hilfeleistung für den Krieg ist wichtiger als die Erziehung und Ausrüstung, die in dieser großen Zeit unsere Frauen und Mädchen erhalten müssen."

Und weiter gab und gibt die „Monatsschrift" jener Jahre heute noch Einblick in die schwere Aufgabe ruhiger Passivität und gleichzeitiger Aktivität, die der Krieg jenen aufbürdete, die nicht im blutigen Dienst des Vaterlandes stehen mußten, dafür aber Lasten trugen und Leistungen vollbrachten, die geeignet gewesen wären, Körper- und Geisteskräfte starker Männer zu zermürben. „Sie haben", so schrieb Pauline Herber von diesen, „unsere Fluren und unsere Ruhe geschützt, aber", so fuhr sie, auf den Kriegsopferanteil der Lehrerinnen hinweisend, fort, „leicht war und ist es auch für uns nicht, tagtäglich die von dem großen Sensenrauschen bis in unsere friedlichen Behausungen durchzitterte Luft zu atmen und immer von weitem zu stehen in Harren und Schweigen, Stunde um Stunde dem Alltagswerk obliegend, als wenn im ganzen u. großen alles noch wäre wie vordem. (1915 V. „Wir waren müde.")

Im Kriegsjahr 1916 brachte die „Monatsschrift" zwei für den Verein besonders wichtige Tatsachen zur Kenntnis: im Januar den Eintritt ins vierte Jahrzehnt des Vereins, im November die Gründung eines kleinen neuen Vereinsblattes: „Die junge Lehrerin". Dem erstgenannten Ereignis widmete Pauline Herber einen geschichtlichen Rückblick von bleibendem Wert; für „Die junge Lehrerin", die allmonatlich im Umfang von 8 Quartseiten erscheinen sollte, übernahm sie die Redaktion. Die „Monatsschrift", von da ab seltener mehr von ihr beschenkt, fing an, Deutschlands materielle Not zu offenbaren. Der Umschlag trug nicht mehr die zu Beginn des Jahres 1914 so zuversichtlich angenommene Farbe des Lichtes und der Freude. Die Textbogen waren von vier auf drei rationiert, das Papier rauher, grauer, widerstandsschwächer geworden.

Die erste Vorsitzende und Schriftleiterin, infolge der neuen Staatsform, die den Frauen das aktive und passive politische Wahlrecht zuerkannte, durch das Vertrauen der Wählerinnen und Wähler Mitglied des Reichstags geworden, war genötigt, ihr schönes väterliches Haus an der Heinrichsallee der alten Kaiserstadt Aachen für den größten Teil des Jahres zu verlassen und dafür ein Mietzimmer in Berlin zu beziehen. So wurde die „Monatsschrift" in ihrer Schriftleitung Niedergelassene in Berlin (nicht Berlinerin!). Der Waffenstillstand und Präliminarfriede von 1918, der

*) 1915, I. Pauline Herber: Maria vom deutschen Siege.

große Gebiete von Deutschland zum Teil ganz abtrennte, z. T. durch Besetzung mit Belgiern, Franzosen, Engländern, Amerikanern der ausschließlich deutschen Verwaltung entzog, hatte Verkehrsstörungen und -schwierigkeiten zur Folge, welche die Zustellung des Vereinsorgans an alle Mitglieder einfach unmöglich machten, abgesehen von der Zensur, der Briefe und Drucksachen beim Uebergang vom besetzten ins unbesetzte Gebiet unterstanden und welche wochenlange Verzögerungen in der Auslieferung verursachte. Der rasch einsetzende Verfall des deutschen Geldwertes machte Steigerungen des Bezugspreises nötig, die, so klein sie auch gehalten waren, mancherorts schädigenden Mißmut erzeugten, während die Anforderungen an die Schriftleitung infolge der zahlreich aufsteigenden neuen Probleme und Aufgaben sich geradezu überstürzten. Tausend und tausendfaches Flüchtlingselend der aus Nord, Ost, Süd und West mitellos ausgewiesenen Kolleginnen; die Not der dreitausend allein in Rheinland und Westfalen stellenlos gewordenen Lehrerinnen; staats-, gemeinde- und schulpolitische Fragen ohne Ende stellten massenhaft gebieterische Neuforderungen an Redaktion und zu nicht geringem Teil auch an den Verlag. Unmöglich war es geworden, alle die sich chaotisch drängenden Fragen und Aufgaben in einer für Friedenszeiten gedachten Monatsschrift stets rechtzeitig gebührend zu berücksichtigen.

So erschien ab 1. Januar 1920 das im 33. Jahrgang stehende Vereinsorgan als „Halbmonatsschrift". Die äußere Umkleidung war ganz gefallen, der Petitsatz in stark vermehrtem Maß verwendet, das Papier noch armseliger als zuvor. Aber die Druckbogenzahl kam mit 32 Oktavseiten jener der monatlichen Ausgabe vor 1919 wieder gleich. Mit den zunehmenden Schwierigkeiten, welche den früher gewohnten regen Verkehr der Mitglieder untereinander und mit der Zentrale immer mehr einschränkten, mehrten sich Bedeutung und Aufgabe der „Halbmonatsschrift" als Vereinsorgan. Als solches brachte sie am 15. August 1921 an erster, durch breite schwarze Randleisten hervorgehobener Stelle Kunde von dem tiefen Leid, das die ganze große Standes- und Berufsgemeinschaft getroffen durch den am 28. Juli erfolgten Heimgang ihrer Gründerin. Pauline Herber †, so lautete die einfache Ueberschrift, die Maria Schmitz, die 1. Vorsitzende des Vereins und Schriftleiterin, ihrem ersten kurzen, tiefen Nachwort an die selig Vollendete gab. Diesem folgend erschien — als letzter Beitrag Pauline Herbers selber — die 4. Strophe aus dem Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden", die sie als Text für ihr Sterbeliedchen bestimmt hatte.

Immer mühsamer gestalteten sich die äußern nationalen Verhältnisse für die Erhaltung von Zeitungen und Zeitschriften. Im Laufe des Jahres 1921 erschien die „Halbmonatsschrift" nur noch in der Stärke von ¾ Druckbogen, was dem Umfang der Monatshefte im Jahre 1919 entsprach.

1923, mit Beginn des 36. Jahrganges, stellte sich das Vereinsorgan in Quartformat 8seitig vor. Als Schriftleiterin zeichnete die seit 1920 amtierende Vereinssekretärin Frl. Elisabeth Mleinek. Eine schmale, überaus einfache Titelleiste trägt die Aufschrift: Wochenschrift für katholische Lehrerinnen. Organ des V. k. d. L. Eine Schwarzweißzeichnung im linken Seitenfeld zeigt ein Feldkreuz mit dem Heilandsbildnis, darauf die Zweige eines mächtigen Baumes, der wohl den Verein symbolisiert, wie schützend und haltsuchend zugleich sich niederneigen. Schützend: der Verein hat sich in den langen und schweren Kämpfen um das neue Reichsschulgesetz und seine Auswirkungen als ein fester Schutzwall, als ein starkes Bollwerk der Schule und Erziehung im Geiste des Christentums erwiesen; haltsuchend: gerade diese Sturmzeiten hatten ihn, den hochstehenden und hochragenden, in all seinem Einstehen für die Interessen des Gekreuzigten wie kaum eine andere Zeit vorher demütig geneigt gemacht dem Heilandswort: „Ohne mich könnt ihr nichts tun."

Mit einfachen Buchstaben ist dieses Wort dem Spruchband eingeprägt, das im Titelbild der „Wochenschrift" von der Wurzel bis in die Krone des Baumes sich zieht. Aber wo solche Erfahrung so öffentliches Bekenntnis reift, da ist gesunder Wurzelgrund, der Stamm und Aeste und Zweige immer neu mit Lebenssaft und Lebenskräften speist.

Schicksale einer Lehrerinnenschrift. — Zu diesen gehört auch die am 9. Juni ds. J. an erster Stelle der „Wochenschrift" von den Mitgliedern erbetene Papieranleihe, die Bitte um zinslose Darlehen von 25,000, 50,000 oder 100,000 Mark, je nach Leistungsfähigkeit der einzelnen, zur Vorausbeschaffung des für einen Jahrgang benötigten Papiers. (Der Verein, der sich meines Wissens noch nie mit einem Bittgesuch an die katholischen Schweizerlehrerinnen gewendet hat, scheint dieses Gesuch auch nur an seine Vereinsmitglieder zu stellen. Wenn aber im Land der neugeprägten, silberglänzenden Schweizerfünffrankenstücke die eine und andere wohlhabende Kollegin bei dieser Kunde zur Spende sich eingeladen fühlt und eine solche — zwei Franken unseres Geldes macht 1 Million Mark — ohne Widerruf dem Vereinsorgan ihrer Berufs- und Gesinnungsschwestern in Deutschland zuwenden will, so wäre das wohl ein die Spenderin hier u. die mit der Sammlung beauftragte Empfängerin dort (Frl. Maria Wiederholt, Lehrerin, Marschnerstraße 7, Hannover) ein gar beseligender Beschluß.

Not und Sorge um den Fortbestand, um den

so notwendigen Fortbestand des Vereinsorgans katholischer deutscher Lehrerinnen mehren sich; mögen übernatürliche und natürliche Hilfe den Trägerinnen dieser Kümmernisse im nötigen Maße zuteil werden! Mögen die Schicksale dieser Lehrerinnenschrift gesegnete sein und bleiben!

Bericht über die 31. Generalversammlung

den 30. Juli 1923, im Institut Ingenbohl.

Die wundersame Gegend von den beiden Mythen bis weit über den malerischen Vierwaldstättersee prangte im Golde der Julisonne als die katholischen Lehrerinnen in den herrlichen Räumen des Institutes Ingenbohl ihren Einzug hielten zur 31. Generalversammlung des Vereins.

Als Vorsitzender amtete hochw. Herr Rektor Huber von Schwyz, als Referent hochw. Herr Stadtpfarrer Meyer von Bremgarten, als Gäste waren erschienen hochw. Herr Domherr Eggs, geistlicher Berater der Sektion Wallis, Hr. Kantonalschulinspektor Maurer, Luzern, Präsident des kath. Lehrervereins, Herr Lehrer Marthy, Schwyz und eine Anzahl Lehrschwestern aus Ingenbohl und Baldegg.

Nach freundlichem Willkommgruß gab die Präsidentin, Frl. Keiser, Aufschluß über die Mitgliederzahl, Tätigkeit des Vorstandes bezüglich Beratung der Statutenrevision, Abhaltung von Exerzitien.

Der Verein zählt 1020 Mitglieder gegenüber 968 im Vorjahre.

Im Januar und Februar fanden Vorstandssitzungen in Zürich statt zur Beratung der Statutenrevision, im Februar bei Beteiligung der Sektionspräsidentinnen.

Gesegnete Tage heiliger Exerzitien fanden 1922 statt in Schwyz, Wolhusen und Dußnang. In diesem Jahr werden solche abgehalten in Ingenbohl und Dußnang.

Nach diesen kurzen Orientierungen erfolgte der Kassabericht der Kassiererin Frl. Sprecher. Vereinsvermögen pro 31. Dezember 1922 Fr. 11,630.58, Vermögen der Krankenkasse pro 31. Dezember 1922 Fr. 10,979.27, Vermögen der Invaliditäts- und Alterskasse per 31. Dezember 1922 Fr. 50,498.76, Vermögen der Hilfskasse pro 31. Dezember 1922 346 Fr.

Dann erörterte Frl. Sprecher den Anschluß an die Hilfskasse des kathol. Lehrervereins, verlas das diesbezügliche Reglement, das den Vereinsmitgliedern aus den Zirkularen an die Sektionen und aus der „Schweizer-Schule" bekannt sein dürfte. Herr Kantonalschulinspektor Maurer, Präsident des kath. Lehrervereins, empfahl mit warmen Worten den Beitritt in die Hilfskasse und die Haftpflichtkasse, betonte die Notwendigkeit der Hilfskasse u. erörterte den Anteil, den die Lehrerinnen dabei genießen.

Als Beitrag des Vereins kathol. Lehrerinnen in die Hilfskasse wurden 1500 Fr. und 364 Fr. (letztere das Vermögen der Unterstützungskasse unseres Vereins) beschlossen.

Dann erfolgte unter Abstimmungen die endgültige Bereinigung der Statuten.

Nach diesem geschäftlichen Teile war es ein Hochgenuß, dem gedankentiefen Referate von hochw. Herrn Stadtpfarrer Meyer von Bremgarten zu folgen. Eine Reihe falscher philosophischer Systeme der Neuzeit, welche eine Welt von Dichtung darbieten, stellte der hochw. Herr Referent die Wahrheit gegenüber: den Menschen als von Gott erschaffen und dessen Ebenbild durch die geistige Natur, die Vernunft, das Sehnen nach Gott, dem Gewissen, der Sprache, dem Geschicke für Kunst und Wissenschaft der Empfänglichkeit für die göttliche Wahrheit und Gnade. Die Natur des Menschen muß im Reiche der Uebernatur oder der Gnade vollendet werden. Die Gnade schließt an die Natur an. Die Aszese muß die natürlichen Kräfte berücksichtigen, der heilige Ignatius hat diesen Aufbau an sich selbst erlebt und in seinem Exerzitienbüchlein so glanzvoll und schön dargelegt. Auch Förster hat wohl ein tiefes Verständnis der menschlichen Kräfte; es mangelt aber bei ihm, dem Protestanten, das Eingreifen in das Reich der Gnade. In diesem Reiche der Gnade ist Jesus Christus der Führer. Es ist ein großer Unterschied zwischen Menschen, die nur das mündliche Gebet pflegen, und jenen, welche die Gnade der mystischen Vereinigung haben, zwischen den geschäftigen Menschen des Alltags und jenen, die Gott leben im Kloster in tiefster und lebenskräftiger Erfassung des Ordensstandes. Die Evangelien sind das schönste Buch der Mystik.

Nicht Unwissenheit und Schwachheit sind es, die viele hindern im Gnadenleben, sondern die ungeordnete Gemütsstimmung: Liebe, Haß, Zorn, Furcht etc. Bald sind die Regungen des Gemütslebens auf unedle Objekte gerichtet, bald, wenn auch auf edle Objekte zielend, zu stark: Zuneigung artet in Sentimentalität aus, Unwille, Furcht etc. werden zu heftig. Dies sind die dichterischen Allüren des Gemütslebens. Sie lenken ab von Gott. Regulieren wir unser Gemütsleben nach jenem des göttlichen Heilandes. Den menschgewordenen Gottessohn sehen wir trauern über die Stadt Jerusalem, trauern am Oelberge, sehen ihn in heiligem Zorne gegenüber den Pharisäern, sehen seine innige Liebe zu Maria und zum hl. Johannes. Aber sein Gemütsleben war wunderbar schön und vorbildlich geordnet. Jesus Christus lehrt uns den Weg der Wahrheit gehen, der zu dem ewig schönen Ziele der Heiligkeit führt.

Der sehr lehrreiche Vortrag wurde von der Präsidentin, Frl. Keiser, aufs wärmste verdankt.

Hierauf erfolgte die Ernennung folgender für den Verein verdienter Persönlichkeiten zu Ehrenmitgliedern: Hochw. Herrn Rektor Huber, Schwyz, hochw. Herrn Domherr Eggs, Sitten, Adv. Dr. K. v. Blarer, Aesch.

Hierauf richtete der hochw. Herr Domherr Eggs einige freundliche Worte an die Versammlung. Dann wünschte hochw. Herr Rektor Huber in seinem Schlußwort dem Verein kathol. Lehrerinnen, den er eine „Macht" nennt, ein mutiges „Vorwärts" mit der Gnade Gottes.

9. Jahrgang. Nr. 9. 13. September 1923.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Lehrerin, Ruswil (Kt. Luzern)

Inhalt: Von Frau Mutter Carmela Motta. — Christus als Vorbild der Erzieher (Fortsetzung). — Krankenkasse des Vereins katholischer Lehrerinnen der Schweiz. — Vereinsnachrichten.

Von Frau Mutter Carmela Motta.

Als an der diesjährigen Bundesfeier in Lugano Bundesrat Motta die patriotische Ansprache hielt, wandte er sich zum Schluß derselben an die anwesenden Teilnehmer des Schweizerischen Studentenvereins, die tags nachher den Tessin wieder verließen, und sagte ihnen u. a.:

„... auch nach Eurer Rückkehr wird Euch im Herzen lebendig bleiben ein Stückchen unseres Himmels, ein Ton unserer lieblichen Sprache, vielleicht ein Wiederhall unserer heimwehschweren Melodien, irgendein Bild unserer heiteren Landschaften, die an das Umbrien des heiligen Franziskus gemahnen, das Gedächtnis an einen Campanile, der auf einer Höhe Gott zustrebt, irgendein anmutig Frauen- oder Mädchenantlitz. Nährt in Euch den Wunsch, zurückzukehren ...“

Wenn diese Nummer der „Lehrerin“ in die Hände ihrer Leserinnen kommt, wird man in Menzingen droben über die Wahl der Nachfolgerin Frau Mutter Carmela Mottas vielleicht sich schon geeinigt haben. Eine neue, die sechste Generaloberin dieser schweizerischen Kongregation der Lehrschwestern vom Hl. Kreuz wird das große Erbe antreten und die Geschicke des Mutterhauses und seiner Filialen weiterlenken, soweit deren Lenkung in Menschenhand gegeben ist. Die vielen Schwestern auf all den verschiedenen Arbeitsposten werden im Sinn u. Geiste ihrer Konstitution der neuen Mutter vertrauend sich zuwenden.

Aber wie das Grab der seligen Mutter Paula, so wird auch das Carmela Mottas für gar manche aus ihnen eine Wallfahrtsstätte bleiben, zu der sie in körperlicher oder geistiger Wirklichkeit immer wiederkehren. Und viele von denen, die draußen sind in der Welt, die aber zufolge ihres Amtes, ihres Berufes oder aus irgend welchem andern Anlaß der Beziehung zu Frau Mutter Carmela sich freuen durften, werden für immer die Erinnerung an sie heilig halten und nähren. Auch ihnen wird im Herzen lebendig bleiben ein Stücklein ihres Himmels, den sie, die Gottvereinte, in sich trug; ein Ton ihrer lieblichen Sprache, die so bezwingend in Gemüt und Seele klang; vielleicht ein Wiederhall der heimwehschweren Melodien, die durch Gedichte wie durch Schriften gingen, die sie mit besonderer Liebe las und als „ihrige“ bezeichnete. Ja, auch das eine und andere Bild der heiteren Landschaften ihrer Seele, die wahrhaftig an das Umbrien des heiligen Franziskus gemahnen, wird lebendig bleiben in diesen Herzen. Und die Erinnerung an die Heimgegangene selber, so klein diese war von äußerer Gestalt, wird in ihnen aufragen über ganze Scharen anderer, alltäglicher Menschen, wie das Gedächtnis an einen Campanile, der auf einer Höhe Gott zustrebt. Diese Herzen alle werden den Wunsch in sich nähren, immer wieder zurückzukehren zu ihr. —

Der äußere Lebensgang der selig Vollendeten ist in der gesamten katholischen Tagespresse gezeichnet worden und darum wohl allen Leserinnen bekannt. Ihr Weg, das sei hier ausdrücklich festgestellt, war von Anfang an aufwärts gerichtet, ihr Wille, sich um die Sache des Herrn zu kümmern, „um heilig zu sein an Leib und Seele“. In gerader, steil aufstrebender Linie lag das Ziel, das Gottes Vorsehung diesseits ihr bestimmt, und sie hatte den Aufstieg zu demselben früh begonnen und rasch vollendet: zwei Jahre Kandidatur und Noviziat, vier Jahre lehramtliche Tätigkeit im Seminar, zwei Jahre Präfektur in Bulle, sieben Jahre Assistenz der Generaloberin und dann fünfzehn Jahre eigener Wirksamkeit in dieser höchsten Würde, mit welcher die Kongregation jeweils eines ihrer Mitglieder bekleiden kann. Die im Elternhause in Arbeit und vielseitigem Verkehr mit der Außenwelt zugebrachten Jugendjahre waren providentielle Vorbereitung auf ihr außerordentliches Amt als Generaloberin einer von der Welt nicht durch Mauern abgeschlossenen klösterlichen Genossenschaft.

Von ihrem Wirken als Frau Mutter schrieb eine Menzinger Schwester: „Jeder war die Obe-

rin Mutter. Jede hatte das Recht, sich brieflich, eventl. auch mündlich an sie zu wenden. In allen wichtigen persönlichen Anliegen wollte Frau Mutter, wenn nur irgend möglich, selbst antworten, ermuntern, raten, trösten, wohl auch rügen, belehren, überzeugen. Immer war es die Pädagogik der Güte, des Vertrauens, die aus ihren Briefen und Worten sprach. . . . . nie löschte sie den glimmenden Docht, und immer wieder entdeckte sie die Saite, in der das bessere Selbst erklang. . . . .

Ueber ihr Arbeiten schrieb die gleiche Schwester: „Frau Mutter war eine gewaltige Arbeitskraft, ihr Lebenswerk reich und groß, aber reicher und größer der Geist, der es beseelte. Ausgegossene Geschäftigkeit und gewichtiges Aufbauschen lag ihrem Wesen ferne, wie verdrießliches Sichschleppen und bequemes Sichgehenlassen in Uebertreibung und Ermüdung. Jeder Tag hatte seine Pflicht. Was heute geschehen konnte, wurde nicht auf morgen verschoben, und handelte es sich auch nur um ein Brieflein, nach dem sich ein geplagtes Schwesterchen in einem Bergdörflein sehnte . . ."

Also eine Mutter und Erzieherin par excellence, eine Geistesarbeiterin die wenige ihr Congeniale in Leistung und Liebenswürdigkeit hatte, denn „sie war eine tief innerliche Natur, gegen jeden Schein und Prunk, durchgeistigt, poetisch verklärt, innig fromm und religiös in ihrem ganzen Denken, Fühlen und Wollen."

Wahre, selbstlose Güte, wenn sie einem Menschen innewohnt, beschränkt sich nicht auf einen im vornherein bestimmten Kreis von Untergebenen oder solchen, die in gleicher Lebensgemeinschaft stehen. Und die wahrhaft um die Sache des Herrn sich kümmern, finden dieselbe und damit ihr eigenes Interesse in jeder Seele, die ihnen begegnet, auch dann, wenn eine solche in ihren Aeußerungen von andern nicht begriffen wird. Von Frau Mutter Carmela schrieb eine Menzinger Schwester, die alle Jahre in ihrer Umgebung weilte: „Gerade für eigenartige Menschen hatte sie viel Verständnis", und — das darf beigefügt werden — immer etwas Zeit und immer viel Güte.

Eifriges Beten, Verankerung des täglichen Lebens in Tiefen der Betrachtung und fortwährenden Aufstieg des ganzen Wesens zu Höhen der Tugenden erachtet man als Selbstverständlichkeiten für jene, die in besonderer Weise dem Herrn sich zugehörig machten.

Frau Mutter Carmelas Gebet und Tugend war ein vollkommenes Einverstandensein mit Gottes Willen, wie es sich in einem ihrer letzten, lieben Worte äußerte: „Wenn das ein Schlag ist, dann ist es gerade das Rechte für mich."

Als ihren Betrachtungsstoff, den so viele andere aus dicken Büchern mit vielen Worten holen, zeigte sie der Schreiberin dieser Zeilen einmal ein Zettelchen mit einem Gedicht, das überschrieben war: „Altarkerze", und darauf die Schlußverse standen:

„Du, Herr, und ich!
Nur eines mein Streben:
Dir hin mich zu geben,
der alles erschuf.
Darf ganz mich verzehren,
Dich, Jesus, zu ehren —
o heil'ger Beruf!"

Nun, da Frau Mutter Carmela diesen ihren heiligen Beruf vollendet, bleibt uns auch nach der Rückkehr von ihrem Grabe im Herzen lebendig ein Stückchen ihres Himmels, ein Ton ihrer lieblichen Sprache . . . . das Gedächtnis an einen Campanile, der auf einer Höhe Gott zustrebte. Und in allem Weiterfluten unserer Tage und unseres Lebens nähren wir in uns den Wunsch, doch einmal wieder zusammenzukommen mit ihr.

Anna Sartory.

Christus als Vorbild der Erzieher.

Dr. K. R.

(Fortsetzung)

Christus hat in den obern Klassen gelehrt, in Jerusalem, noch mehr bei den Schwachbegabten, bei den Langsamen, hat gelehrt die vielen Stunden während des Tages, auch Ueberstunden, am Abend Kinder und in der Nacht Nikodemus, hat gelehrt im engsten Jüngerkreis und vor großen Scharen, ganz wie der Vater es schickte, immer in dem, was der Vater ihm angewiesen, was seines Vaters war. Darum auch seine Antwort an die Syrerin: „Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel." Wir meinen, was hätte der Herr mit seinem Wort und mit seiner Macht wirken können in Athen und Rom, wirken zu Gottes Ehre und zum Heil der Seelen. Aber nein, nur zu den verlorenen Schafen Israels, das ist Gottes Wille und darum Gottes größte Ehre; und wenn Christus erst seine Apostel eingeweiht hätte in die Wunder der Technik, was wäre das für ein Ruhm gewesen für die Kirche, eine Empfehlung der Lehre, eine Quelle zur Unterstützung der Armen usw. — Aber nein: Nur zu den verlorenen Schafen Israels! Nur in der einen Sprache dieses engen Landes, nur in dem engen Geleise, in dem engsten Rahmen, den jüdische Gebräuche und Engherzigkeit gezogen, nur in dem einzigen Fach Religion, nur so lange, als der Vater es will. Und doch gerade auf diesem Weg der vollkommensten Einordnung in den Willen des Vaters, des gänzlichen Verzichtes auf menschliche Weisheit, menschlichen Maßstabes, menschlicher

Wünsche hat der Herr die ganze Menschheit erzogen, gehoben auf allen Gebieten, dem menschlich edlen und besonders dem religiös-sittlichen Gebiet. Weil Christus sich ganz dem Willen seines Vaters eingeordnet, weil er gehorsam war bis zum Tode, darum hat ihm Gott einen Namen gegeben über alle Namen, darum beugen sich vor ihm alle Knie.

So ähnlich würde auch unser Leben, wenn wir ganz in diesem übernatürlichen Geist aufgingen. Was wäre das für ein Segen! O Herr und Heiland, erleuchte u. hilf uns, daß wir in deinem Geiste handeln, daß wir in allem, was wir tun, in der kleinsten Klasse, im letzten Fach, im engsten Kreise nur an dich denken, Herr und Heiland, und an deinen Willen, daß wir nicht nur sehen auf Enge und Not und Mühe, sondern nur dich schauen, dir nacheifern, dir dienen auf deinem Wege! O da ist nichts mehr bitter und hart, denn du überflutest alles mit deinem Licht und wandelst alles in Segen und Fruchtbarkeit. Das ist die übernatürliche Auffassung der Erziehung.

2. **Christi Ziel und Forderungen in der Erziehung.**

Christus hat erzogen und verlangt die Erfüllung der Pflicht, das heißt vor allem die Erziehung zum Gehorsam. Wie oft hat er das gelehrt. Gehorsam im Großen wie im Kleinsten, bis zum Zehnten der Krausemünze gegen Kirche und Staat, Tempelsteuer und Tribut an den Cäsar, angenehme oder unangenehme Befehle, gute oder schlechte Obere: Auf dem Stuhl Moses sitzen Schriftgelehrte und Pharisäer. — „Was immer sie euch sagen, das haltet und tut." Diesen Gehorsam verlangt er vom geheilten Aussätzigen: „Zeige dich dem Priester." Diesen Gehorsam prägt er allen ein: „Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auch auf Erden", einen Gehorsam „Gottes wegen." Was ihm, dem Vater wohlgefällig ist, das ist immer zu tun." Und mag es noch so schwer und unverständlich sein: „Nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine." Also ein ernster, starker, übernatürlicher Gehorsam, nicht ein Erbitten und Einschmeicheln, nicht ein Erkaufen um Zucker und Schokolade, um ein Lob und Anerkennung, nein, ein festes Erziehen zum Gehorchen, zum Sichbeugen unter gottgesetzte Autorität.

Erziehung zur Erfüllung der Pflicht, das heißt dann auch Erziehung zur Arbeit. Nicht zum Spiel, zur Abwechslung, zum Sport nach Laune. Man denke nur an die Parabel des Herrn, den Weinberg, an den Säemann, an die Fischerparabeln, an den Kaufmann, an die Talente; an jenes Wort „Du fauler Knecht . . . in die äußerste Finsternis;" an den unfruchtbaren Feigenbaum: „haue ihn um . . ins Feuer." Wahrhaftig, eine ganz klare Forderung, die uns zeigt, was auch wir verlangen müssen. Nicht verschonen, nicht ersparen wollen, sondern ein jedes nach seinen Kräften zu ernster Arbeit erziehen. Und da Arbeit nicht möglich ohne Mühe, darum heißt Erziehung zur Pflicht auch zur Ueberwindung erziehen. (Fortsetzung folgt.)

Krankenkasse

des Vereins katholischer Lehrerinnen der Schweiz.

Unsere Krankenkasse meldet sich auch wieder einmal zum Wort. Sie hat das dritte Dezenium ihres Bestandes angetreten. Daß sie während dieser Spanne Zeit viel Gutes gestiftet hat, können jene bezeugen, die in kranken Tagen Hilfe bei ihr fanden. Es wurden, wie aus dem Kassabuch zu ersehen ist, bis 1. Januar 1923 320 Krankheitsfälle unterstützt bei einem Mitgliederbestand von 25 im Gründungsjahr bis ca. 160 deren Höchstzahl. Jahr um Jahr stiegen die Auszahlungen von 64 Fr. bis auf 7200 Fr. im vorigen Rechnungsjahr. Nun scheint sie sich wieder etwas zu erholen, da der letzte Abschluß eine Vermögensvermehrung von Fr. 1197.60 brachte, 48 Krankheitsfälle mit Fr. 5030.30 unterstützte. Unsere Kasse darf sich mit dem Resultat des letzten Jahres sehen lassen.

Leider ist die Zahl der Mitglieder im Verhältnis zu derjenigen des kathol. Lehrerinnenvereins gar so klein und Neueintritte sind eine Seltenheit. die freundliche Einladung an alle Lehrerinnen, die uns noch ferne stehen, beizutreten; an die Sektionsvorstände die Bitte, uns in der Werbearbeit zu unterstützen. Jede Lehrerin sollte einer Krankenkasse angehören, um in kranken Tagen eine Stütze zu haben. Unsere Krankengeldversicherung gibt 2 Franken Taggeld; die Krankenpflegeversicherung bezahlt die ärztliche Behandlung, Arznei, Spitalkosten bis 6 Fr. im Tag. Monatsprämien für Krankengeld Fr. 1.50 beim Eintritt im Alter unter 35 Jahren, und Fr. 1.80 beim Eintritt im Alter von über 35 Jahren.

Monatsprämien für Krankenpflege 2 Fr. Anmeldungen nimmt entgegen: El. Spieler, Lehrerin, Buttisholz, Kt. Luzern.

Vereinsnachrichten.

Liebe Marta!

Vom ersten schweizerischen Missionskurs in Ingenbohl soll ich Dir erzählen.

Aus Deinem Schreiben ersehe ich, daß es Dich reut, nicht selber dabei gewesen zu sein. Offen gestanden, Marta, tut es mir sehr leid, daß Du nicht mittatest und Deine jüngeren Kolleginnen nicht dazu begeistert hast.

Du hast also die Exerzitien vorgezogen. Du — der Missionskurs war für uns auch Exerzitien — nur in einer andern Art und ich bin fest überzeugt, daß keine der Teilnehmerinnen die gehörten Vorträge mit Exerzitienvorträgen vertauscht hätte. — Ich meine, wir sollten dafür sorgen, an Stelle von

Exerzitien hin und wieder solche Missionstagungen zu veranstalten. Wir leben ja in einer so großen Zeit, daß auch wir Lehrerinnen großzügiger werden müssen. Gelt, das mußt Du selber sagen, daß wir immer noch viel zu eng, viel zu wenig weitsichtig sind, denn: „Sie haben das wieder lebenswahr erfahren, was mich jederzeit bewegt, daß wir viel zu wenig großzügig im Geiste der Weite und Tiefe unserer heiligen Religion uns betätigen" sagte eine große Seele.

Nun aber zur Sache, sonst reißt Dein Geduldfaden.

Als ich die Einladung: „Auf zum neuen Kreuzzug!" erhielt, dachte ich: Hm, da ist Feuer drin; wenn's in den Vorträgen so sprudelt von Begeisterung, dann wird der Missionskurs ein Erlebnis. — Meine Erwartungen wurden aber weit übertroffen. Weißt, man muß diesen begeisterten Missionär aus Indien, HH. Dr. Schütz, selber gehört haben, wie er von der großen Aufgabe der weißen Frau gesprochen hat. Eine so große, so tiefe Liebe hat er uns für die schwarzen Schwestern ins Herz gelegt, daß wir ihm dafür nicht genug danken können.

Wie sind wir doch reich gegen jene bedauernswerten Geschöpfe, die von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, die von allen verachtet, die nur als Sache, als Ware behandelt werden. Und wir weißen Frauen sollen zusehen und ihre seelische Not nicht lindern?

Freilich können nicht alle in fremde Lande ziehen und als Missionsärztinnen, Missionskrankenpflegerinnen und Missionslehrerinnen sich betätigen; aber wir können alle mithelfen durch das Gebet und durch finanzielle Opfer.

Wir sind der reiche Prasser und jene außerhalb der Kirche, der arme Lazarus. Sollen wir ihnen nicht von der reichbesetzten Tafel mit ihrem Ueberfluß wenigstens die Brosamen reichen? Sind wir für die Seele unserer bedrängten Schwestern nicht auch verantwortlich? Ruft sie uns nicht zu: Helft uns, wenigstens ihr, unsere weißen Schwestern!

Ist es eigentlich nicht beschämend für uns Katholiken, daß noch zwei Drittel der armen Menschheit außerhalb der Kirche steht? Hätten wir da nicht mehr tun können? Wir haben von unserm unerschöpflichen Reichtum unsern armen Schwestern bisher sozusagen nichts gegeben.

Aber gelt, Marta, das muß anders werden! Wir Lehrerinnen gehören ja zu den Bevorzugten; wir können in diesem neuen Kreuzzug Führerinnen sein, weil wir die Jugend um uns haben. Vor allem müssen wir eine tatkräftige Jugend heranziehen, denn in ihr liegt ja die Zukunft. Den Missionsgedanken wollen wir in die Schule hinein bringen. Wie leicht sind die Kinder zu begeistern! Ihnen wollen wir das Schicksal ihrer schwarzen Brüderchen und Schwesterchen nahe bringen und sie deren trauriges Los erleben lassen.

Nach dem Missionskurs hat mein Erzählen begreiflich mehr eingeschlagen. — Wie haben die Mädchen mitgelitten, als ich ihnen sagte, wie ihre farbigen Schwesterchen hart arbeiten müssen, und die Knaben senkten ihre Köpfchen und schämten sich für ihre schwarzen Brüderchen, die ihren Schwesterchen nie etwas zu Liebe tun, weil sie es als eine Schmach betrachten würden.

Lehrerin, rief da einer, wir wollen den armen Heidenkindern etwas zu lieb tun. — Und am Nachmittag freute sich unser „Negerli", weil es so oft mit seinem Köpfchen nicken und Vergeltsgott sagen durfte.

Der Samstagnachmittag ist für uns immer ein kleines Festchen; da zählen wir die Fünfer, Zehner und Zwanziger, die wir während der Woche dem „Negerli" schenken; wir erzählen einander, ob wir für die Heidenkinder auch andere Oepferchen gebracht haben: „Ich habe einmal den Seppli nicht gehauen, als er mir eine Pflaume nahm." — „Und ich habe mit dem Anneli nicht gestritten, als der Teufel sagte, ich solle nur streiten."

Und mein kleines Marili! Jeden Tag opfert es in der Pause sein „Bürli", d. h. es schenkt seinen Zehner dem „Negerli". Und ich darf ihm auch kein Bildchen dafür geben, weil es das Oepferchen ganz bringen will. Und einmal streichelte es das „Negerli" und sagte: „Du armes, liebes ‚Negerli'!" — Marili, wie wirst du erst mitfühlen, wenn du einmal für das Missions-Opferleben Verständnis hast! Da seh ich dich im Geiste, wie du für die Missionen arbeitest und sie unterstützest, wo du nur kannst.

Es freut mich, Marta, daß in Eurem Marienverein nun eine Missionssektion besteht. Und Ihr kommt sogar jede Woche an einem Abend zusammen und arbeitet für die Missionen. Da muß ja das Werk gelingen, wenn alle so treu mithelfen.

Vom „Wumbalied" hast du auch etwas gehört? Das brachte viel Freude; neben den Vorträgen wurde die Gemütlichkeit recht gepflegt. Die beiden Kursleiter (Du kennst ja H. H. Dr. Rohner von Immensee) wußten wohl, daß die Freude zum Gelingen eines Kurses viel beiträgt.

Von den gemeinsamen Wanderungen nach dem Missionshaus Bethlehem, von der Begegnung mit dem Waldbruder in Schwyz, von den Freilicht-Wandelbildern, von der Feuerweihe mit Lichterprozession erzähl ich Dir einmal mündlich.

Noch etwas muß ich Dir sagen. Wir haben in unserer Sektion einen Lehrerinnen-Sterbeverein zur Unterstützung der Missionen gegründet. Bei Todesfall eines Mitgliedes bezahlen wir einen statutarischen Beitrag. Aus der Sterbefallssumme wird ein Heidenkind losgekauft und auf den Namen der Verstorbenen aus der Taufe gehoben. — Ich freue mich jetzt schon auf meine Schwesterseele Maria Magdalena.

Nun aber Schluß!

Also auf Wiedersehen!

Deine

Magdalena.

Empfehlung. Lieben Kolleginnen, die ihr Ferienziel nach Meran führt, möchte recht sehr das Kloster der Salvatorianerinnen in Obermais-Meran empfehlen. Sie finden dort ein in jeder Beziehung ideales Erholungsheim. Anfragen sind zu richten an Wohlehrw. Frau Oberin, Kloster der Salvatorianerinnen, Obermais-Meran, Italien.

9. Jahrgang. Nr. 10. 18. Oktober 1923.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Lehrerin, Ruswil (Kt. Luzern)

Inhalt: Nach Lourdes. — Christus als Vorbild der Erzieher. — Noch glühen die alten Sterne durch das Dunkel der Nacht.

Nach Lourdes.

23. April bis 4. Mai 1923

von F. G.

Könnte ich die Reisebilder wiedergeben in ihrer Schönheit! Zu skizzieren suche ich sie, wie sie nachleuchtend den oft ermüdenden Alltag erfrischen.

Einmal aus der Stille des Berglebens etwas in die Welt hinaus zu kommen, welch ein Ereignis! Selbstverständlich begleitet mich ein ordentliches Reisefieber in den Expreß, der uns in raschem Tempo von Luzern nach Basel führt. Erstmals sehe ich das Elsaß. Friedlich weiten sich die grünen, blumenbesternten Matten und in sie hinein legt sich malerisch das Gold ausgedehnter Rapsfelder. Aber der Rahmen, der dieses Bild faßt, trägt unverkennbar den Stempel der durchlebten schweren Zeit. Mülhausen, die alte, große Gewerbestadt, die mit unsern Vorvätern in so lebhaften Beziehungen gestanden, gewährt mit den geschwärzten Mauern einen etwas düstern Anblick. Belfort, die stolze, heiß umstrittene Festung weckt Erinnerungen aus wehen, trüben Tagen, da bis zu uns in die einsamen Höhen die furchtbaren Kriegsstimmen sich verloren. Schweizergrüße winkt der Doubs zu, der uns bis Besançon begleitet. In vielen Windungen durchzieht er sachte, sachte, die ebene Landschaft Lieber sehe ich schon die raschen, sprudelnden Bergwasser; so viel Frische und Kraft liegt in ihnen. Lyons Häusermeer zeigt sich erstmals in später Nachtstunde. Willkommen ist uns hier die Ruhe. Der folgende Morgen bringt die 550 Pilger nach Notre-dame de Fourviere, wo Sr. Gnaden Hochw. Herr Bischof Bacciarini, Lugano, unter dessen geistlicher Leitung die Pilgerfahrt steht, das Hochamt zelebriert. Die berühmte Wallfahrtskirche ruht auf schroffen Felsen, am rechten Ufer der Saone. Das Innere des modern byzantinischen Baues ist reich an Mosaik- und Marmorverzierungen. Noch mehr als die Pracht sprechen zu mir die ungezählten Kerzen, die frommer Glaube vor dem Gnadenbilde leuchten läßt. Von Fourviere aus genießt man ein hübsches Gesamtbild der weltbekannten Stadt der Seidenindustrie. Die Weiterfahrt durch das stolze Rhonetal zeigt große Maulbeerpflanzungen, ernste Pinienwälder, weinumrankte Dörfer und Städte. Vienne und Valence sind mir bekannt aus dem Seminarstübchen. Valence atmet echt südländische Pracht. Wie viel nüchterne Lebenssorgen —, wie viel Leid mag auch diese üppige Schönheit bergen. Ich muß an Pius VI., den Leidenspapst denken, der als 80jähriger Greis in Valence in Gefangenschaft schmachtete und da 1799 unter Napoleon starb. Damals jubelte die gottentfremdete Welt und sah in Pius VI. den letzten Papst. Gottes Vorsehung aber griff so wunderbar ein, daß selbst Schismatiker und Ungläubige zu einer Papstwahl drängten und 1800 bestieg der weise, würdige Pius VII. als Nachfolger Christi den Thron. Wie war es als Pius X. die Augen schloß? Die Gegner der katholischen Kirche hegten gleiche Hoffnungen. Und so wird der Kampf fortdauern. Aber stetsfort wird das Gotteswort sieghaft durchleuchten: „Und die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen.“ Valence folgt eine märchenhaft schöne Gegend. Terrassenförmig aufsteigende Weinberge wechseln ab mit Olivenhainen, schroffen Hügeln, mit malerischen Schlössern und kühnen Festungen — und im fernen, fernen Osten zeichnen die Alpen einen schönsten Hintergrund. Avignon besichtigen wir kurz. Imposant wirkt der Anblick des Papstpalastes. Aus schwerer Zeit der Papstgeschichte erzählt uns der gewaltige gotische Bau. Als Klemens V., vormals Bischof von Bordeaux, 1309, trotz der Bitten der Kardinäle, seine Residenz nach Avignon verlegte, leitete er das folgenschwere 70jährige Exil der Päpste ein. Seine Liebe zum Vaterlande, stete Kränklichkeit, der vorausgegangene Kampf mit den deutschen Fürsten, die unerfreuliche Lage in Italien

infolge des Kampfes gegen die Gibellinen mögen ihn zu dem verhängnisvollen Schritte bewogen haben. Zu sehr stand Papst Klemens V. unter Einfluß Philipp IV. Auf einem „Souvenir d'Avignon" lese ich: «Le départ des Papes fit beaucoup perdre de son éclat à la ville.» Ja, Glanz Avignons —, trauriger Schatten der Papstgeschichte. Cette, unsern Verproviantierungshafen zur Zeit des Weltkrieges — und das Meer, das unermeßliche Meer sehen wir in mitternächtlicher Stille in nur schwach schattenhaften Umrissen. Narbonne-Toulouse-St. Claudens eilen vorbei, von uns nur mit müden, schläfrigen Augen beachtet. Lourdes, das heißersehnte Lourdes, wird mit warmer Freude begrüßt. Die hier empfangenen Eindrücke lassen sich nicht schildern. Speziell die Grotte Massabielle, in der 1858 die Muttergottes der Bernadette Soubirous erschien, ergreift tief. An den von Kerzenrauch geschwärzten Felsen sind Hunderte von Krücken und Stützen aller Art befestigt, alles sprechende Beweise des wundertätigen Wirkens der unbefleckt Empfangenen. Und diese Beweise sind mächtiger als alle gegnerischen Angriffe, alle schnöden Anfeindungen, die Lourdes lächerlich machen und die wunderbaren Heilungen rundweg ableugnen möchten. Im «Bureau de contestation» werden auf Wunsch die Kranken untersucht bei ihrer Ankunft und nach auffälliger Besserung. Wie manche Heilung mußte von diesem Bureau, an dem sich auch fremde Aerzte beteiligen können, offiziell anerkannt werden. Gleichzeitig mit uns sind einige hundert französische Pilger mit vielen Schwerkranken in Lourdes. Wie viel Elend läßt sich zu den Piscinen, den Bädern der weltberühmten, wunderbaren Quelle und zu den Krankensegnungen hinführen und hintragen. Noch nie sah ich so flehend, so innig beten. Arme — und doch reiche Menschen; arm wie sie da so liegen, leidend, hilflos, reich, wie ihre Seele vertraut. Niemand geht ohne ein Gnadengeschenk von Lourdes fort. Auf Seelenwunden, die schmerzlicher brennen als körperliche Leiden, da legte die Muttergottes schon unzählige mal ihre milde, heilende Hand. — Spötter, die mit frechem Hohn vor dem Gnadenorte sich einfanden — verließen ihn als Gläubige, als Muttergottesverehrer. Das tiefe, lebendige Vertrauen zu Maria, das Lourdes in die Seele schreibt, kräftigt die Liebe zu den Gnadenorten unserer Heimat.

Die Heimreise führt uns nach Marseille, der zweitgrößten Stadt Frankreichs. Gegen die See hin mit 18 Küstenbatterien verteidigt, weist der gewaltige Hafen das bunteste Bild von Europäern, Afrikanern und Orientalen auf. Die Straßenbahn geleitet uns durch mehrere, von hohen Bäumen beschattete Stadtteile. Ich bekomme einen Begriff vom Verkehrsleben einer Großstadt. Das Meer, das wunderbare, schau' ich so recht vom Kalkhügel aus, worauf die prachtvolle Wallfahrtskirche Notre-Dame de la Garde ruht. So still und friedlich wie der azurblaue Himmel weitet es sich in endlose Fernen — eine strahlende Schönheit. Sanft schmiegt es sich zu Füßen Marseilles und läßt aus seinem Spiegel wie ein Märchen das Eiland von Chateau d'If hervorragen. Chateau d'If, einst Staatsgefängnis, öffnet seine Tore noch Besuchern; — wie viel Schuld und wohl auch Opfer wird es im Laufe der Zeiten geborgen haben. Notre-Dame de la Garde ist ein Prachtsbau. Innenausstattung carrarischer Marmor. Die Spitze des Turmes krönt ein 9 Meter hohes vergoldetes Muttergottesstandbild, vom Meere aus auf Stunden weit sichtbar. Marias Bild leuchtet auch hinaus, wenn das Meer, das trügerische, aufschäumt in tobender Kraft, in erschreckender, furchtbarer Wildheit — und wacht über den in grausen Schauspielen ringenden Seeleuten. — „Maria, Meeresstern", leit' auch unser Lebensschiff. — Marseilles Bild wird lange in meiner Erinnerung leben. — Ein Momentbildchen von einem Bahnhof östlich Marseille halte ich schnell fest: Da steht eine Schar Südlandsbuben mit feurigen Augen in den schmalen, gebräunten Gesichtchen. Einige Passagiere wollten sich gerne des Reiseproviantes, der noch frisch und gut, entledigen und den Kindern austeilen. Zögernd stehen diese vor den fremden, fremden Menschen — und eines wirft sogar ein überreichtes Päckchen weg und erntet — eine Ohrfeige. Ich finde diese hier unangebracht. Unmut rötet die Bubenwangen und in den Augen eines beobachtenden Bahnbeamten wettert's. Ich erkläre ihm kurz, daß wir die Kinder sehr lieben und ihnen doch nur gute Sachen geben wollten. Und die Kinder, die herzukommen, sehen, daß es mir ernst und sagen, daß sie mir glauben. Unsere Schweizerbuben würden wildfremden Menschen gegenüber sicher auch mit gerechtfertigtem Mißtrauen begegnen. — Neues, Unbekanntes hat stets dasselbe Geschick: Schritt für Schritt muß es sich den Boden des Vertrauens erkämpfen; oft aber auch wird es ungeprüft verworfen. — Südens Glanz strahlt uns in üppiger Fülle in Cannes und Nizza entgegen. Durch Nizzas Palmenhaine wandern wir dem Schloßberg zu, von wo aus man ein Bild von ganz zauberhafter Schönheit genießt. Welch reiche, farbenglühende Vegetation sproßt selbst auf spärlichstem Boden. Kakteen verschiedenster Art heben ihre stacheligen Häupter stolz und selbstbewußt, Orangen- und Zitronenbäume prangen in goldener Früchtenfülle und aus Hecken und Mauerspalten drängen sich rotglühende Geranien; wie ein Paradies ist das Land zu schauen. Und wie ich die Prunkpaläste Neu-Nizzas und die sie umgebenden rosenbekränzten Parkanlagen bewundere, frage mich, wo denn die Armut wohne. Man geleitet mich

durch Alt-Nizza und ich komme in einen so krassen Gegensatz hinein, der fast ein Traumbild sein muß: Hohe, düstere Häuser, ganz schmale, winklige Gassen und in diesen ein Menschenstrom, durch den man sich gehörig drängen muß. Die Gegend ein Eden — und die Wohnung so vieler ein sonnenloser, dumpfer Winkel; — arme Menschen! Ich hätte Nizzas Blumenmarkt plündern mögen, um die sonnenduftigen Kinder hineinzubringen in die schattigen, lichtarmen Räume und zu sagen: Schaut, die Blumen möchten da bei euch bleiben, euch zu erfreuen. Wie hätte man mich verstanden? Wie viele hätten vielleicht meinen Blumengruß in dumpfer Verbitterung zurückgewiesen und gesagt: „Was hilft dieser Plunder? Brot stillt den Hunger." — Die soziale Arbeit im Geiste christlicher, unermüdlicher Aufopferung bleibt eine der größten Aufgaben. — Aber so oft lebt „Caritas" nur im Munde und macht sich groß bei der Oeffentlichkeit — und im Privatleben — da wird einer stillen, bittenden Armut knöchern Hand und Herz verschlossen. — Wie ich hier ein solches Thema streife —, höre sagen: „Warum denn für Wallfahrten in so ferne Gegenden so viel Geld wagen? Warum nicht lieber christliche Barmherzigkeit üben?" — Wer gönnt sich im Leben nicht einmal etwas, nach dem er sich mit ganzer Seele sehnt — und von dem er sich Hilfe und neuen, freudigen Mut verspricht? — Dient eine Reise einem ausschließlich profanen Zwecke, findet man sie selbstverständlich ganz vernünftig. — Aber eben bei Wallfahrten rechnet man nach und solchen Rechnern gilt eben seelischer Gewinn nichts. Und Barmherzigkeit übend an den körperlichen und seelischen Gebrechen —, das ist Marias Lourdes-Werk und Barmherzigkeit zu üben an unsern Mitmenschen ist Lourdes-Ermahnung. — Nizzas Altstadt hat mich bald „verirren" lassen. Gehen wir nun schnell hinauf in die Berge, die Nizzas Umgebung krönen. Ich sehe von hier das Meer sich dehnen in endloser Weite. Ein Schauer durchzieht die Seele. Ich muß an Augustinus und das Meerwasser schöpfende Knäblein denken, das Gott zum Heiligen sprechen ließ, daß es möglicher wäre, das ganze Meer in ein Grüblein zu placieren, als die göttlichen Geheimnisse mit unserem Menschenverstande zu erfassen. „Viel ist dem Herzen offenbar, doch wird es dem Verstand nicht klar. Wer wandelt fromm und ohne Trug, der weiß vom lieben Gott genug." — Absteigend erreichen wir Mentone und Monte Carlo. In Blumen gebettet, feenhaft schön, ist Monte Carlo. Aber diesen Schönheitsglanz durchweht ein giftiger, tödlicher Luftzug — aus der Spielhölle strömend. Monaco, das kleinste Fürstentum der Erde, verlassen wir bald und landen im Palmenschatten Nizzas. Die Eindrücke der Cote d'Azur sind überaus reich und farbenprächtig. — Und doch legt sich mitten in den strahlenden Schimmer — still —, wohltuend das Bild der Lourdes-Grotte. Genua, „die Stolze", gewährt kurze Rast. Einige besuchen den durch Glanz und Reichtum moderner Grabdenkmäler sich auszeichnenden Camposanto, andere schauen das geschäftige Treiben am Hafen. Neue Bilder eilen vorüber: Das Romantische, Wilde der Gebirgswelt der Apenninen, dann die weiten Gefilde der Lombardei mit den Reis-, Mais- und Weinpflanzungen. Wir streifen Pavia, die von Wällen und Bastionen umgebene Stadt und lassen einen Gruß zurück dem Grabe des hl. Augustinus. In Mailand, der modernsten Stadt Italiens, wo gerade Mustermesse ist, wird mir fast schwindlig ob dem Menschengewoge, das sich durch die Straßen und Gassen wälzt. Da ist's mir schon wohler ganz droben auf dem Turme des Mailänder Domes, von wo aus ich in Ruhe die große Stadt überblicke. Der Dom flößt mir ehrfurchtsvolle Bewunderung ein. Er ist ein gewaltiger Marmorbau, an dem man etwa 200 Jahre arbeitete. Marmorstatuen und Skulpturen sind fast unzählig. Betend knien wir am Grabe des hl. Karl Borromäus. Heimwärts eilen wir bald und begrüßen freudig die Schweizererde. Lugano erweist dem bischöflichen Oberhirten einen ehrenvollen Empfang. Unter Glockenläuten und den Klängen der Stadtmusik zieht die Pilgerschar nach der Kirche San Lorenzo zum Schlußgottesdienst. Im „Tedeum" liegt der herzliche Dank für die überaus glückliche Reise. Bald liegen die milden, blumigen Gefilde des Tessin hinter uns und der Expreß rollt ins wilde Alpenland von Uri, weiter dem firngekrönten Seegestade entlang nach Luzern. Heimat! Deine Schönheit wird den Südländer gerade so märchenhaft anmuten, wie uns die Wunder der Cote d'Azur.

Schon Monate liegen zwischen den reichen Stunden, die uns die Ferne erschloß. Aber die Erinnerung leuchtet golden nach. Und mögen einst Meer und Südlandzauber matter sich in Bildern zeigen, ein Glanz wird unauslöschlich der Seele bleiben: Die stille Grotte von Lourdes.

Christus als Vorbild der Erzieher.

Dr. K. R. — (Fortsetzung.)

Selbst wenn es die Hand, den Fuß und das Auge kostet, wenn sie uns hindern an der Pflichterfüllung: „Haue sie ab, reiße es aus." „Wer mir nachfolgen will, der nehme täglich sein Kreuz auf sich." Wer sein Kreuz nicht auf sich nehmen will, kann sein Jünger nicht sein und wer erst einen bessern Platz erhofft, hat auch mehr zu tragen: „Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trin-

ken werde?" Das ist die Erziehung zur Opferbereitschaft, zur Opfererprobung durch freiwillige Abtötung. Nicht im Ersparen von allem Leid liegt die Erziehung, nicht im Nachgeben gegen die Anvertrauten, nicht darin, daß wir in weichste Kissen betten, den kalten Windhauch abwehren und die grellen Strahlen abdunkeln, sondern im steten ernstgütigen Anleiten zur Ueberwindung, zur Stählung des Willens, zum Niederkämpfen des Niedrigen, zum Ringen nach Edlem: das ist Erziehung zur Pflicht.

Christus hat aber über die Pflicht hinaus zu Idealen erzogen. Das ist so wunderbar. Bis auf Christus hat es immer geheißen: „Du mußt, du sollst." Und nun zeigt Christus höhere Ziele: „Wenn du willst vollkommen sein", wenn du willst! Wohl sind nicht alle Menschen für Ideale zu haben, es gibt mehr Spatzen als Adler; aber immerhin sicher mehr als man glaubt. Ganz sicher ist es aber unsere Pflicht, Ideale den uns Anvertrauten vorzuhalten.

Selbst wenn wir selber nicht leisten, was wir andern sagen, wenn wir selber immer wieder ablassen von dem Ringen nach dem Ideal, trotzdem! Vielleicht, daß der Funke im andern zündet; vielleicht, daß dort der Same hundertfältige Frucht bringt. Drum die Ideale den Menschenkindern vorhalten, in einer dem Alter und Geschlecht entsprechenden Weise und immer wieder und immer neu und immer schön. So wie der Herr es uns lehrt. Ein Licht sollt ihr sein und leuchten dem ganzen Hause. Salz, das andere gesund erhält. So hat der Herr hineingerufen in die Seelen. Mitten in eine Welt voll Begier nach Besitz. „Selig sind die Armen!" „Verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen." In eine Welt entsetzlichen Schmutzes und Niedrigkeit kam sein Ruf zur Reinheit und Jungfräulichkeit. In eine Welt voll Haß und Gewalt — das Ideal der Feindesliebe. Was ist das eine wunderbare Weisheit Christi, durch Ideale die tiefsten und besten Menschen aufzurufen und dann durch eine solche Elite die ganze Menschheit zu heben, zu erziehen! O, wenn wir so die Ideale hochhielten! Glauben Sie mir, die Jugend vor allem ist empfänglich für Ideale. Was die Kraft anspannt, was Mut kostet und Opfer, das lockt die Jugend. Drum erziehen zu Idealen, zur Vollkommenheit in jedem Stand. O wenn wir das Glück hätten, eine einzige Seele so zu beeinflussen, daß sie stets nach Idealen strebt, was wäre all unsere Mühe, unser Opfer, unser Beten tausendfach belohnt. Wenn wir im Grabe ruhten, dann würde diese Stadt auf dem Berge noch leuchten und ihr Licht bis in den Himmel erstrahlen lassen. O, erziehen Sie zu Idealen, der liebe Heiland will es!

Pflicht und Ideal müssen aber geheiligt sein von der Gottesliebe. Christus hat zur Liebe erzogen und zwar zur Gottesliebe, die aber in der praktischen Betätigung in der Nächstenliebe sich zeigt. Es ist ein großes Gebot, das Gebot der Liebe. Und wie hat Christus zur Liebe erzogen? Indem er uns den Vater im Himmel zeigte, unsern Vater. Einen Vater voll Macht und Majestät, einen Vater voll Güte und Milde, einen Vater voll Heiligkeit und Weisheit, voll Barmherzigkeit und voller Langmut. Unsern Vater! Und dieser Vater wacht über uns, wie der Heiland so wunderbar schön schildert: „Schauet die Vögel des Himmels, die Lilien des Feldes, die Sperlinge — — für alles sorgt der Vater, um wie viel mehr für euch! Kein Haar fällt von eurem Haupte ohne seinen Willen. Dieser Vater liebt uns unendlich, daß er seinen eingebornen Sohn für uns dahingab. So weckt der Heiland die Liebe zu Gott und damit zur tiefen innerlichen Frömmigkeit. Nicht zu vielen Worten, zu Wortgeplapper, wie es die Heiden tun, nicht bloß zum äußerlichen Beten, wie der Pharisäer es tat, sondern zum demütigen innerlichen Gebet des Zöllners; nicht zu Fasten und Beten vor Menschenaugen, sondern in stiller Kammer. Zu dem so ehrfürchtigen Beten vor Gottes heiligem Auge, zu dem kindlich schlichten Reden mit dem Vater, zu den vertrauensvollen Bitten zum Allgütigen, zu dem steten, stillen heiligen Wandel vor Gott dem Vater.

(Fortsetzung folgt.)

Noch glühen die alten Sterne durch das Dunkel der Nacht.

Die Katholiken Deutschlands stehen mit überwältigender Mehrheit für ihre konfessionelle* Schule ein und lassen sich dieselbe nie und nimmer nehmen oder in ihrem Wesen entchristlichen. Die katholische Schulorganisation hat auf Veranlassung des Episkopats eine private Unterschriftensammlung eingeleitet zugunsten dieser Schule, und das Ergebnis ist ein glänzendes geworden. Mit freudiger Ueberraschung vernehmen wir, daß in Bayern 2,212,858 = 76% aller katholischen Wahlberechtigten, in Baden 593,308 = 76,3%, in Hessen 165,627 = 66,71%, in Württemberg 361,948 = 82% für die Bekenntnisschule einstehen. In den Diözesen Norddeutschlands sind die Ergebnisse ebenso glänzend. So zählt z. B. die Diözese Breslau 85,38% Gläubige, die ihre Schulen katholisch behalten wollen, — Ermland 88,76% — Fulda 84,8% — Hildesheim 84,45% — Münster 91,6% — Osnabrück sogar 97,86% usw. Die Durchschnittszahl der 13 Diözesen beträgt 81,1%. Wenn man bedenkt, unter welch schwierigen Verhältnissen, ohne amtliche Unterstützung die Aktion durchgeführt werden mußte, kann und muß man die deutschen Katholiken zu ihrer Glaubenstreue und zu ihrem Verständnis für den Geist ihrer Schulen beglückwünschen.

*) Bekenntnisschule.

9. Jahrgang. Nr. 11. 15. November 1923.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Lehrerin, Ruswil (Kt. Luzern)

Inhalt: Von unsern wackern Kindergärtnerinnen. — Unsere Schulstube. — Christus als Vorbild der Erzieher (Schluß). — Mein Sorgenkind. — Vereinsnachrichten. — Totenglöcklein.

Von unsern wackern Kindergärtnerinnen.

Heute wollen wir einmal bei unsern Kindergärtnerinnen einkehren. Zu dem am 6. und 7. Oktober in Bern stattgefundenen schweizer. Kindergärtnerinnen-Tag hatte sich auch eine schöne Zahl unserer Vereinsmitglieder eingefunden; denn zu den wackersten aus unseren Reihen gehören auch einige brave Kleinkinderlehrerinnen. Diese brave Truppe vereinigte sich am 8. Oktober mit 22 ehrw. Lehrschwestern von Baldegg, Ingenbohl und Menzingen zu einer Art Familienfeier. Dank der guten Berner Lehr-Tante, Frl. Amiet, die ihren Kolleginnen nicht nur für Freilogis gesorgt, sondern auch sonst zum besten Gelingen alles gut vorbereitet hatte. Hören wir die Berichterstatterin, Frl. Woller:

„Um 8 Uhr war hl. Messe für die verstorbenen Mitglieder unseres Vereins. Um 9¼ Uhr Sammlung in den Räumen des kathol. Kindergartens. Schon der Einzug der Kinder unter Absingen des Bernermarsches war herzig. Jedes hatte ein Sträußchen in der Hand. Ein Mädchen in Bernertracht sprach eine allerliebste Begrüßung. Nach einigen frohen Liedchen und Spielen der lb. Kleinen ergriff H. Hr. Vikar Dr. Schenker das Wort und sprach über: Die religiöse Erziehung im vorschulpflichtigen Alter. Das prächtige Referat gab neue Berufsfreudigkeit, stählte den Mut zum Ertragen der vielen Schwierigkeiten und kräftigte den Vorsatz, alles aufzuwenden, um die zarten Kinderseelen dem göttlichen Heiland zuzuführen.

Ja, ihr glücklichen Kindergärtnerinnen, ihr bebaut ein Paradies auf Erden! Immer noch wartet der göttliche Kinderfreund auf die Mütter, die ihm ihre Kinder zuführen möchten. Wie so viele Mütter vergessen ihrer heiligen, schönsten Aufgaben! Tretet ihr an ihre Stelle. Seht ihr, wie Jesu Auge leuchtet, wie Er segnend die Hand erhebt, wenn ihr kommt mit eueren Kleinen. Leget sie durch Gebet, Opfer und Erziehung an sein Herz! Und er wird segnen seine unschuldigen Lieblinge und ihre Erzieherinnen.

M. Keiser.

Unsere Schulstube.

Schulstube! — In modernen Schulhäusern könnte man sie Schulsaal oder Lehrsaal heißen. Bleiben wir heute noch beim alten, heimeligen Namen!

Es gibt ja fernab der großen Schulhausbauten noch manches bescheidene Haus und Häuschen, wo die Fensterscheiben kleiner sind und die Schulbänke Denkzeichen längst verwehter Tage aufweisen, wo die Kinder enger beisammen sitzen und im Winter am alten, treuen Kachelofen die Hände wärmen und die nassen Mützen und Schärpen trocknen.

Wo immer aber eine Schulstube ist, zu Stadt oder Land, im weltfernen Tal oder droben bei den Wettertannen und Bergahorn, — soll sie sein ein trauter, heimeliger Ort. Dann kehren die einstigen Schulkinder von den breiten Weltstraßen oft und gern im Geiste zu ihr zurück, als zu einer Heimstatt ihres Jugendglückes.

Und es braucht nicht so viel, um eine Schulstube zu einer solchen Heimstatt zu gestalten. Entbehrt der Raum an sich auch scheinbar der nötigen Erfordernisse, die Freude an der Schule und ein sonniges Gemüt sind erfinderisch und wissen die Mängel zu decken.

Vor allem gehört in die Schulstube das Kreuzbild unseres Erlösers. Es ist ihr schönster und wertvollster Schmuck, das Wahrzeichen unserer christlichen, katholischen Schule. Ihm gebührt der Ehrenplatz, dort, wo es allen leicht sichtbar ist. Wie hübsch und würdig kann man es schmücken, wenn man unterhalb desselben eine kleine Konsole anbringen läßt. Es braucht ein einfaches Brettchen

zu sein, auf dem zwei Blumentöpfe Platz haben. In diese setzt man junge, kräftige Efeupflanzen, die einem jeder Wald gratis liefert, samt der Erde, die ihnen behagt. Es geht zwei bis drei Jahre, und ein immergrüner Efeukranz umschlingt das liebe Kreuzbild. In einer schlichten Landschulstube wurden die üppigen Ranken noch weiter gezogen, nach rechts und links und umwanden bald auch das Bild des göttlichen Kinderfreundes und ein Schutzengelbild. Immerhin bedarf ein solch natürlicher Schmuck der Pflege. Gerade der Efeu will feucht haben, wie er's in seiner Waldheimat gewohnt war. Das will aber nicht heißen, man müsse ihm heute eingießen, daß er im Wasser steht und fast ertrinkt und ihn dann tagelang sich allein überlassen in der Meinung, er habe wieder eine Zeitlang genug. Darum ist es nicht ratsam, die Pflege vertrauensvoll und ohne Ueberwachung einem Kinde zu übergeben. Die Kinder ertränken meistens die Topf-Pflanzen, und es dient ihnen sehr zum Nutzen, wenn sie unter Aufsicht der Lehrerin auch auf diesem Gebiete etwas lernen. Efeupflanzen im geschlossenen Raume werden auch öfters als ihre Freilandschwestern von einer braunen Schildlaus befallen. Diese setzt sich aber meist auf der Rückseite des Blattes an und kann sich unbemerkt vermehren und der Pflanze die Kraft und Frische rauben, ehe man die Ursache des Rückganges erkennt. Dieses Ungeziefer läßt sich aber leicht mit einem feuchten Schwamme entfernen. Auch der Schulstaub, der sich auf die Blätter setzt, muß von Zeit zu Zeit mit dem Schwamme abgewischt werden, was die Kinder leicht besorgen können. Da wir auf dem hauswirtschaftlichen Gebiete der Schulstube angelangt sind, gehört auch der Ordnung und Reinlichkeit das Wort. Wo Papierfetzen, abgenutzte Federn, Griffelstümpchen, Bleistiftspäne und andere Dinge, die in den Papierkorb oder Abfallbehälter gehören, auf dem Boden herumliegen, da wird die Schulstube unfreundlich aussehen. Wo die Kinder nicht gewöhnt werden, beim Schulhauseingang ihre Schuhe zu reinigen, wo sie Erde und Straßenkot und Schneeklötze hereintragen, wie muß es da aussehen! Es ist ja mancherorts, wo die Schüler auf weichen Feldwegen oder durch hohen Schnee zur Schule kommen, unmöglich, den Schulstubenboden sauber zu halten; aber es muß wenigstens auf die Erreichung des Möglichen gedrungen werden. Jedem Schulkind werde es zur Pflicht gemacht, jede Unordnung, die es bemerkt, sofort und unaufgefordert zu entfernen, und es soll nicht sagen: „Das geht mich nichts an! Nicht ich habe dieses Papier auf den Boden geworfen oder diesen Tintenkleck gemacht." Bis allemal der Schuldige gefunden würde, ist die Sache längst besorgt. Ehrliche, aufrichtige Kinder melden sich auch selber als schuldig und machen den Schaden gut. Es ist so wichtig und hilft die Eigensucht bekämpfen, daß schon das Kind gewöhnt wird, Unrichtigkeiten betreff Ordnung zu berichtigen, gleichviel, wer der Urheber der Unordnung sei.

Nun weiter an das Pult der Lehrerin. Dessen Bedeutung ist wichtiger, als man leichthin denken könnte. Es ist ein Gegenstand für den die Kinder großes Interesse zeigen. Waren wir nicht selber als Schulkinder darauf erpicht, in die geheimnisvollen Fächer des Lehrerpultes zu gucken, wenn Klappe oder Türchen geöffnet wurden? Da steckte ja nach unserer Bemessung ein Reichtum darin, der genügt hätte, die Herzen der ganzen Kinderschar zu entzücken. — Tun und denken nicht auch die Kinder der Jetztzeit so? Ist nicht auch ihnen ein Blick in die geheimen Pultstübchen ein Genuß? — Aber wie nun, wenn da drinnen alles über und durcheinander liegen sollte? Was für einen Eindruck müßte das auf die Kinder machen? Und wie viel Wert hätten dann die Ermahnungen zum Ordnung halten?

Das Pult der Lehrerin sei für die Schülerpulte vorbildlich. Es herrsche darin eine geradezu peinliche Ordnung, daß die Kinder sich daran freuen und für ihr eigenes Ordnunghalten etwas gewinnen.

Noch ein Wort von den Blumen. Wer sollte sie nicht lieben, diese holden Kinder der Natur! In den milden Jahreszeiten Blumensträuße in die Schulstuben! Blühende Pflanzen auf das Fenstergesimse! Wie traut machen sie den Raum! In Landschulen geht das leicht, schwieriger an Stadtschulen. Landkinder beschenken die Schulstube gerne mit Blumenschmuck. Vom Erwachen des Frühlings bis in die Spätherbsttage spenden sie von dem Reichtum der Gärten und Felder. Ja, oft muß man Einhalt gebieten, weil ein Zuviel eben auch hier zu viel ist. In einer Schule, wo die Kinder eines Tages mit immer neuen Feldblumensträußen eintraten, rief schließlich ein lustiger Knirps: „Wenn das so weiter geht, muß die Lehrerin eine Geiß kaufen!"

Aber auch die städtischen Schulstuben entbehren nicht der Blumenzier, und gerade dort wird ein Blumenstrauß noch mehr geschätzt und freudiger begrüßt, als in den Landgebieten, wo die Kinder zwischen Blumen und Mattengrün zur Schule gehen.

Es bleibt noch das Wichtigste zu nennen, das jede Schulstube zu einem trauten, heimeligen Orte macht, zu einer Heimstatt des Jugendglückes. Das ist die Liebe, die das ganze Schulleben, Unterricht und Erziehung durchdringt und umgibt, die Liebe, die aus Gottes Herzen stammt. Sie fürchtet keine Mühe; sie glüht für alle gleich und strahlt Sonne und Wärme und Freude in die Kinderherzen.

Heil der Schulstube, darin diese Liebe wirkt und waltet, denn da wohnt auch das Glück.

Christus als Vorbild der Erzieher.

Dr. K. R. — (Schluß.)

Wie aus der Gottesliebe die tiefe, wahre Frömmigkeit hervorquillt, so leitet der Herr aus der Liebe auch die Forderung zu Mut und Vertrauen ab. Denn nie sind wir allein, nie verlassen. Wenn alle von uns gegangen, ist der Vater bei uns. „Drum fürchtet nicht, die den Leib töten"; fürchtet nicht Kerker und Richter und Tod, der Vater ist bei euch. Was fordert da der Herr ein Vertrauen, einen Mut so wunderbar groß. Und wie wächst ein Mensch durch eine solche Erziehung zum Mut und Aufrechtstehen, was ist das eine Größe, die auch dem Gegner Hochachtung abnötigt! Fürchtet euch nicht! Nie kleinmütig, nie verzagt! Fürchtet euch nicht! Sehet, so reißt der Heer die Seelen empor, durch Mühe und Kampf empor über Niedrigkeit, empor zur Pflichttreue und empor zu Idealen, und erst recht zur Liebe Gottes, zu Mut und Vertrauen. Ich bin nie allein, der Vater ist bei mir, empor zu Gott, hinein in die stete Gemeinschaft Gottes, hinein in Gottes ewige Ruhe und glückselige Sicherheit. Das sind Christi Ziele in der Erziehung.

Christi Eigenschaften als Erzieher.

Da ist vor allem Christi Beispiel. Darauf brauchen wir nicht näher einzugehen. Er hat nie etwas verlangt, was er nicht im Uebermaße getan. Er konnte wahrhaftig sagen: „Ein Beispiel gab ich Euch." Und so groß und überragend ist dieses Beispiel, daß die besten Menschen, die Heiligen, fast nur die eine und die andere Seite nachahmen konnten, der eine seine Armut, seine Verborgenheit, der andere seinen rastlosen Eifer im Apostolat usw. Es gibt kein Leben, keine Lage im Menschenleben, wo Christus nicht Vorbild wäre und Beispiel, und zwar hinreißend und wunderbar. Und darum gerade wirkt Christus so unwiderstehlich, so tief auf die Menschheit und reißt sie durch sein Beispiel empor.

Und dann durch seine edelste Menschlichkeit. Und wie ist Christi Menschennatur ein Wunderwerk göttlicher Allmacht. Schon der Evangelist sagte es: „Er ging umher, die Güte und Menschenfreundlichkeit," also edelste Menschlichkeit. Und die Jahrhunderte haben in dieses Menschenantlitz geschaut und sich nie satt gesehen. Und heute noch mehr als zu andern Zeiten schauen auch die Ungläubigen auf diesen Edelsten unseres Geschlechtes. Und alle Jahrhunderte und alle Feinde und alle Getreuen haben noch nie einen Zug von Unnatur, von Künstlichkeit und Steife und Härte entdeckt, o nein, die edelste Menschenblüte. So duftig und zart, so kraftvoll und groß, daß man nie aus dem Staunen und Bewundern kommt vor diesem Bild, das über uns sich neigt. Wie ist es edle Natürlichkeit, wenn Christus mit den Großen der Welt verkehrt, und doch auch Adel und Majestät. Wenn er zu den Kindern sich beugt, dann leuchtet sein goldenes Gemüt; und wenn wir seine Tränen sehen über Jerusalem und am Grab des Lazarus, dann sehen wir sein mitfühlendes Herz.

O wie kann man nur versuchen, Christi edles Menschenbild zu zeichnen, das so wunderbar reich und edel ist. Er hat Sinn und Gemüt für die Natur, für Wiese und Kornfeld, für den Landmann und seine Mühe und doch auch Auge und Verständnis für den Städter, für Markt und Wechselbank, für Kinderspiele und Volksaufläufe. Er fühlt mit den Kranken und noch mehr mit den Sündern, und doch versteht er auch Pharisäerköpfe und Pilatusseelen. O liebe Christen, wenn wir ihn nur verständen, ein wenig verständen! Wie würde das edle Bild Christi uns beglücken, begeistern, hinreißen. So wie das Volk ihm nachging, den Hunger vergaß und den Durst, so wie drüben im Himmel Christi hochheilige Menschheit ein Jubel, eine Wonne ist für die Heiligen durch alle Ewigkeit. Vertiefen wir uns betrachtend recht oft in dies Bild, damit auch in uns die edle Menschlichkeit ausgebildet werde und dann zum Gewinnen und Erziehen der Seelen uns helfe.

Sehen Sie, es ist uns oft schwer die Ruhe zu bewahren, wenn Schwierigkeiten in uns und um uns stürmen. Da schauen Sie Christi Ruhe und Sicherheit. Inmitten von allem Jagen nach Besitz und Genuß, inmitten von aller Arbeit und Last, bleibt sein Blick ruhig nach oben gewandt. Inmitten von aller Bosheit und Falschheit: „Wem ist die Münze?" Mitten im Aufruhr die ruhige Frage: „Wegen welches guten Werkes wollet ihr mich töten? Vor dem Leiden: „Siehe wir ziehen hinauf." Vor der Gefangennahme: „Kommt, laßt uns gehen, der Feind ist da." Immer ist es eine überwältigende Ruhe und Sicherheit, der auch die Feinde sich nicht entziehen können. Und selbst im heiligen Zorn schwingt er die Geißel mit ruhiger Sicherheit, sei es im Tempel, sei es in der Rede: „Wehe euch, ihr Pharisäer" es ist vollendetste Selbstbeherrschung. Und darum so gewaltig und mächtig zum Erziehen der Menschen. Nie eine Unrast, nie eine Unruhe, nie eine Ungeduld, nie ein Erzwingenwollen, auch nicht mit den Legionen des himmlischen Vaters, es ist die höchste Ruhe und Sicherheit der mit Gott vereinigten Menschennatur.

Und dann die Klarheit und Festigkeit, die Ehrlichkeit und der Mut. Die tiefsten Menschenrätsel deckt er auf mit einem Wort; Ziel und Zweck des

Menschenlebens, Weg und Heimat, alles sagt er so klar, daß Kinder sein Wort verstehen. Nie ein Beschönigen, ein Verbrämen von ernster Wahrheit u. Forderung, denken Sie an Kreuzesnachfolge. „Wenn du willst vollkommen sein", wenn du willst. Immer klar, immer ehrlich, immer mutig, selbst im Tode: „Ja du sagst es; ich bin es." Auch wenn es ihm das Todesurteil einbringt.

Und dann seine Noblesse und Zartheit. Da ist eine so natürliche edle Höflichkeit im Verkehr, im Fragen und Antworten. Und vor allem, da ist keine niederdrückende, erschreckende Autorität, da ist Noblesse im Verkehr mit den Untergebenen. Wenn er den Philippus frägt vor der Brotvermehrung: „Wie sollen wir die Scharen speisen?"; es heißt dort, er wußte aber, was er tun wollte, und doch hat er sich mit seinen Aposteln beraten. Noblesse wenn er die Jünger belehrt: „Diesen Teufel treibt man nur mit Fasten und Beten aus." Belehrung unter vier Augen, nicht Beschämung vor den Zuschauern. Und erst der Tadel! Zum versinkenden Petrus: „Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?" Zum ungläubigen Thomas: „Lege deine Hand in meine Seitenwunde und sei nicht ungläubig." Zu Petrus die dreimalige Frage: „Liebst du mich?" als einziger Tadel für die Verleugnung. O hört ihr, wie wunderbar zart und rücksichtsvoll ist der Herr gegen die Untergebenen. Und wenn er erst seine Apostel Freunde nennt und Brüder, könnte seine Autorität sich nobler und zarter zeigen. Wie muß die Autorität Christi im Gewande der zarten Noblesse wunderbar auf die Apostel gewirkt haben, wunderbar, daß sie auch seine ernsten Forderungen und seine ruhigen Befehle mit der gleichen Bereitwilligkeit aufnahmen und ausführten: Das Netz-Auswerfen, das Verlassen von Vater und Mutter. Haben wir vielleicht auf diesem Gebiete vom lieben Heiland noch etwas zu lernen?

Dann Christi Wohlwollen gegen alle, gegen Kinder und Erwachsene, Sünder Zöllner, Pharisäer, Gesunde und Kranke, alle, alle freuten sich seines Wohlwollens. Er macht alles gut. Und selbst bei Mißerfolg und Undank bleibt sein Wohlwollen. Den glimmenden Docht löscht er nicht und bricht nicht das geknickte Rohr. Dem verlorenen Schaf geht er nach und seine Arme sind offen für den verlorenen Sohn. Selbst einem Judas hat er noch eine gütige Mahnung: „Freund, wozu bist du gekommen?" selbst seinen Feinden noch ein Gebet: „Vater, verzeihe ihnen." Ein Wohlwollen, das sich gleich bleibt vom frühen Morgen bis zum müden Abend, vom Tag seines Amtsantrittes bis zum letzten Tag, ein Wohlwollen, das nicht auf Gegenseitigkeiten beruht und nicht von Erfolg abhängt, ein selbstloses Wohlwollen.

Ja Selbstlosigkeit, die nie für sich etwas verlangte und behielt, die nur schenkte und gab, selbst das eigene Leben. Selbstlosigkeit, die nicht Anerkennung suchte und nie sich vordrängte, nein, immer ablenkte, andere in den Vordergrund rückte, andern die Freude gab und seinem Vater die Ehre.

Als er die Tochter des Jairus erweckt, als die Freude der Eltern sprachlos war, lenkt Christus alle Aufmerksamkeit auf das Töchterchen: „Gebt ihr zu essen." und er selbst zieht weiter. Und so ist es bei der Auferweckung des Lazarus: „Löst ihm die Binden." Was hat sodann der Herr seinen Aposteln Vollmachten erteilt! Die Gabe Wunder zu wirken. Und Christus hat sich mitgefreut bei der Kunde: „Selbst die bösen Geister haben uns gehorcht", mitgefreut, und mit keiner Silbe angedeutet, daß die Apostel doch nur von ihm die Macht erhalten. Selbstlos hat er alles weggeschenkt, die Macht, zu Kindern Gottes zu machen, Sünden nachzulassen usw., alles weggeschenkt und nichts sich reserviert. Ob wir das auch getan? Oder, ob wir gesagt, nein, das Wunderwirken, das Sündennachlassen, das ist so groß, das muß ich selbst besorgen. Was meinen Sie? Und während Christus alles weggeschenkt, während er doch ein Recht hat auf alles, da dankt er immer, dankt für einen einzigen kühlen Trunk mit ewigem Lohn. Was ist das für eine Selbstlosigkeit, eine so selbstvergessene Güte! Glauben Sie, daß unter einer solchen Sonne von Güte selbst das härteste Eis schmilzt, der unfruchtbarste Boden Blüten und Früchte bringt! Und wären wir selbstlos, wie würden wir auf andere wirken, wie würden wir andere erziehen! Schauen wir recht oft auf unsern Lehrmeister, der nur eines für sich behielt, das Leid und die Not der Menschen, der das still verschwiegenste Leid mitfühlte, der unser aller Lasten und unser aller Kreuz auf sich genommen und bis zum Tode getragen.

Das ist ein kleines winziges Bild, nur eine leiseste Ahnung von Christi edelster Menschlichkeit. Eine leiseste Ahnung! Denn niemand hat sein Bild gemalt, und kein Meißel wird uns sein Antlitz zeigen. Denn er, unser Herr, ist die Blüte der Menschheit, das Wunderwerk Gottes, das Entzükken des Himmels. Was immer Menschen von unserm Herrn sagen, ist nur armseligstes Stückwerk, denn in ihm ist die Fülle aller Schönheit; in ihm der Pulsschlag der gütigsten Mutter und die feste Männlichkeit des besten Vaters. Auf ihm liegt der Duft ewiger Jugend und ihn umgibt die Weihe und Ehrfurcht der Ewigkeit. Er blüht im Glanz reinster Jungfräulichkeit und glüht in der Glut unendlicher Liebe. In ihm ist gefaßt, was Menschen Schönes und Großes kennen — — und tausend mal mehr; in ihm erfüllt und hundertmal überfüllt, was Menschen hoffen und träumen. O Chri-

stus, Herr u. Meister, wie bist du groß und herrlich und unfaßbar gütig! O Christus, Herr u. Meister, o wenn wir dich kännten, du Lilie, so duftig, daß ihr Duft die Jahrhunderte erfüllt; du Rose, so purpurrot, daß ihre Glut die Menschen entzündet; du Bergsee, so tief und klar, daß Gottesschönheit darin sich spiegelt; du Gebirge, gewaltig und mächtig, das zum Himmel hinauf uns trägt! O wenn wir dich kännten und deine edelste Menschlichkeit nachahmten, wie würden auch wir Seelen erobern, Seelen hinaufziehen, hinaufziehen zu Kindern Gottes! Darum, versenken Sie sich viel in die Schönheit der Menschheit Christi. Sie ist ein Hauptmittel gewesen in der Eroberung und Erziehung der Menschen, wie der Apostel selbst zusammenfaßt: „Die Güte und Menschenfreundlichkeit Christi ist uns erschienen und hat uns gelehrt."

Noch eine dritte Eigenschaft, der Glaube an den Menschen und an den Sieg des Guten im Menschen. Wieviel sprach dagegen, daß Christus den Menschen eine solche Gesinnung entgegenbrachte. Nicht nur ein einmaliger Undank, ein gröberer Fehler, ein einmaliger Wankelmut. Es kannte der Herr den Menschen viel besser als wir, seine Schwäche und Armseligkeit, seine bösen Neigungen und seine Sündhaftigkeit, seinen Mangel an Noblesse, seine Unbeständigkeit, seine Charakterlosigkeit. Und doch, und doch hat der Herr in sündenschwache Hände die Schlüssel des Himmels gelegt, armen Menschen göttliche Gewalten anvertraut, einem Petrus, der ihn verleugnet, einem Paulus, der ihn verfolgt. Selbst am Kreuz legt er in Menschenhände sein Liebstes, seine Mutter. Ist das nicht unbegreiflich? Ein solcher Glaube, ein solches Vertrauen auf den Menschen und an den Sieg des Guten. Mochte immer wieder ein Zusammenbruch erfolgen, ein Fall, eine Krise, mochte immer wieder der Himmel verdeckt sein und alle Sterne verschwunden — — die Menschheit wird doch immer mehr zu ihm stehen, und das Gute wird doch siegen müssen. Dieser Glaube an den Menschen und an den Sieg des Guten im Menschen muß auch über unserem Leben erstrahlen. Und mag es schwer sein, und mag es von Enttäuschung zu Enttäuschung gehen, dieser Glaube muß bleiben und wachsen. Nur der Glaube an tiefe, verschüttete Quellen im Menschen hat die Kraft zu jahrelanger Arbeit, bis endlich, endlich die Quellen fließen. Nur der Glaube an edle, schlummernde Anlagen gibt die Ausdauer durch Stein und Schutt hinunterzugraben, zu pflegen, zu hegen, bis endlich, endlich eine Knospe sich öffnet. Nur der Glaube an das Gute im Menschen, an das Gute, und wenn es mit Panzern und Stacheln umwehrt wäre, nur dieser Glaube eröffnet Menschenherzen, und gewinnt Menschenvertrauen. Darum diesen Glauben hochgehalten. Er quillt aus der übernatürlichen Auffassung des Erzieheramtes, er muß uns erleuchten und stärken. Wie ein ewiges Morgenrot muß er vor uns herziehen. Im Licht dieses Glaubens ertragen wir auch die Nacht, die Enge von Verhältnissen, das menschlich Unbefriedigende einer Arbeit, die Erfolglosigkeit, den Widerspruch, die schmerzenden Grenzen, über die hinaus wir nicht wirken sollen. Und in der Kraft dieses Glaubens fragen wir nicht, ob die Nacht Tage und Jahre dauert, denn die Zeit ist immer kurz und der Morgen kommt bald. Und wir werden siegen, siegen, siegen, denn, wenn wir in diesem Glauben vorausgehen, dann ist Gottes Macht und Weisheit und Güte bei uns und Christi Vorbild ist unser Unterpfand. Wir glauben an den Menschen und an den Sieg des Guten im Menschen und in diesem Glauben werden wir die uns Anvertrauten u. Nahestehenden hinaufreißen, zur Höhe, zu Christus, zum Himmel.

Wenn wir in diesem Geist Christus, unser Vorbild, nachahmen, und unter seiner Gnade, mit seiner Hilfe in den Kinderherzen aussäen, dann wird einstens auch von uns jenes trostreiche Wort gelten: „Und sie brachten ihre Kinder zu Jesus."

Unvergeßliche Schüler, und was aus ihnen wurde.

Das Babeli. — So hieß es von ganz klein auf, das blonde Armenhauskind mit den runden Backen und den treuherzigen blauen Augen. Ich glaube, wenn man es einmal Babette oder Barbara gerufen hätte, es wäre auf den Ruf nicht eingegangen. Ich setzte es weit vorn in die niedrigste Schulbank, das runde Babeli. Zur Winterszeit wurde es noch runder und hatte bei der engen Distanz fast nicht mehr Platz mit seinen dicken Wollröcklein und vielfaltigen ebenfalls dicken Aermelschürzen, wie sie damals gebräuchlich waren.

Babelis Kopf i n h a l t und Umfang stimmten nicht ganz überein. Mit dem Lesen gings noch ordentlich und auch für den Gesang war Babeli zu haben. Das kam von daher, daß in der Waisenanstalt viel gesungen wurde. Schreiben? — Ja, bis es seine 7 Schuljahre, 2 in der ersten, 2 in der zweiten und 3 in der dritten Klasse durchwandert hatte, brachte es ein paar Sätzchen zusammen, wenn es darin auch von Fehlern wimmelte und das Geschlechtswort „die" trotz aller Belehrung und Mahnung immer wieder „dich" lautete. Babeli war nämlich ein Persönchen, welches das Leben mit seinen Mühen und Ansprüchen leicht nahm. Man darf sagen: es steckte ein so recht glückseliger Leichtsinn in ihm. Wozu denn so viel großen Fleiß haben, wenn die Schiefertafel doch nachher abgewischt wurde? Und warum beim Pa-

pierschreiben die Tinte so sparen, die es immer wieder genügend eingeschenkt bekam? Einige Dutzend Kleckse mehr oder weniger, darüber regte es sich nicht auf. Seine Nerven hielten auch dann stand, wenn es getadelt wurde oder wegen gar zu freiheitlichem Benehmen eine Strafe bekam. Einen Augenblick schaute es zu mir auf, dann nach allen Seiten in die Nachbarschaft, ob man's auch gehört und gesehen habe. Seine Backen wurden etwas röter, als sie gewöhnlich schon waren; aber die Augen verloren ihren frohen Schimmer nicht und die weißen Zähne guckten zwischen lachenden Lippen hervor; damit war für Babeli der Fall erledigt und es konnte wieder weiterfahren.

Babelis Hauptkraft galt dem Einmaleins. Es übte dasselbe mit Hilfe einer Einmaleinstabelle ein, die es vom Christkindli bekommen hatte. Bald rollte es aus seinem Munde hervor wie aus einer Maschine, jede Zahl vorwärts und rückwärts, auf und ab. Von einem Besinnenmüssen keine Rede, und Babeli war sich seiner diesbezüglichen Tüchtigkeit bewußt. Mit auffallender Ueberlegenheit schaute es auf andere Kinder herab, wenn sie etwa bei dem bösen 7×8 oder 9×6 stecken blieben. Wollte ich aber Babelis Einmaleins-Weisheit irgendwie praktisch anwenden, dann stellte seine Maschine ein und es versagte vollständig.

Einst, als ich Griffel zur Veranschaulichung benutzte und dem Kinde beibringen wollte, wieviel 3×2 Griffel seien, gab es, gedankenlos ratend, so weit abgeirrte Antworten, daß die anderen Kinder lachten und Babelis kleine Nachbarin sagte: „Und es cha doch s'Einmaleins so guet!" Babeli bezahlte das Lob mit der Antwort: „Dumm's du! Griffel sind ned Einmaleis!"

Es kam der Tag, an dem Babeli vom Schulhaus und bald auch vom Armenhaus Abschied nahm. Es wollte in die Fremde gehen, das kleine, arglose, einfältige Schäflein, in die böse Welt hinaus mit 15 Jahren. —

Freudig nahm es Abschied; lachend reichte es mir die Hand, und als ich sagte: „Wirst du auch immer brav und fleißig bleiben und dafür sorgen, daß man von dir nur Gutes hört?" Da sagte es im Tone vollster Sicherheit: „Ja, natürlich! Habt nur keine Angst!" — Und es trippelte davon, mit ihm sein „glückseliger Leichtsinn." Gut, daß treu besorgte Schwestern ihm Reisepaß und Ziel vorschrieben. — Jahre eilten vorüber. Babeli war mir entschwunden. Ich verlor seine Spur.

Endlich, es ist nicht lange her, tauchte es wieder auf. Ein sehr einfach, aber nett und exakt gekleidetes Fräulein begrüßte mich. Ich werde sie wohl nicht mehr kennen, das einstige Babeli, das vor etwa dreißig Jahren zu mir in die Schule gegangen sei und so gar nichts gekonnt habe und dazu noch ein rechter Leichtfuß gewesen sei. — Nein, ich hatte Babeli wirklich nicht mehr erkannt und freute mich, sie so wiederzusehen. Wir setzten uns ins Stübchen und sie erzählte mir, wie glücklich und zufrieden sie sei. Sie habe einen guten Verdienst in einer Fabrik, könne für ihre Mutter sorgen, die wegen Kränklichkeit schon seit mehreren Jahren den Beruf als Wäscherin nicht mehr ausüben könne. Sie seien so glücklich beisammen. Mutter besorge den kleinen Haushalt, und wenn sie dann aus der Fabrik heimkomme, stehe die Suppe schon auf dem Tisch. Am Sonntag gehen sie mitsammen zur Kirche. Bei schönem Wetter machen sie am Nachmittag einen kleinen Spaziergang. Um neue Moden, Kino, Konzerte und dgl. Dinge bekümmeren sie sich nicht. Wenn man wolle, könne man auch unter Fabrikarbeitern brav und sparsam und zufrieden sein. Sie habe trotz der Sorge um die Mutter schon gegen 4000 Franken auf der Bank, und im Laufe des Jahres komme sie an eine noch besser bezahlte Stelle.

So erzählte mir Babeli, und ich freute mich herzlich mit ihr. Sie war einst ein so ungeschicktes Kind und so arm dazu, hat es aber weiter gebracht, als manches gute Talent. Und es wird ihr auch ferner wohl ergehen. Die Verheißung des vierten Gebotes wird an Babeli sich erfüllen.

Die Grete. Sie war ein armes Kind, mit dem man nie vom Vater sprach. Die Mutter ging in die Kundenhäuser, um Arbeiten jeder Art zu besorgen. Grete begann ihre Schulzeit in einer vielklassigen, kinderreichen Schule. Sie war aber ein so unbändiges Kind, daß der Lehrer schon nach einigen Wochen erklärte, dieses Mädchen könne er unmöglich behalten. Es verderbe ihm die ganze Schule, störe den Unterricht, sei weder mit Güte, noch mit Liebe zu gewinnen, und man solle es versetzen. Vielleicht, so meinte er, könnte es die zweiklassige unterste Schule im Dorfe aufnehmen. Die Kinderzahl sei dort weniger groß und die Lehrerin könnte sich mit dem Kobold mehr abgeben.

Also kam die Grete eines Morgens in meine Schule. Ein für sein Alter übergroß gewachsenes Kind mit schmalen, sehr langfingrigen Händen und dazu passenden Füßen, überhaupt, ein Mädchen, das man seinem Aussehen nach eher in die vierte als in die erste Klasse hätte einreihen können.

Ich wies ihr ein Plätzchen an, wo ich sie nahe und günstig im Auge hatte. Da sollte sie nun stille sitzen, aufmerken, Fleiß haben, eine gute, brauchbare Schülerin werden. Aber, o je, die Grete! Schon am ersten Vormittag, als ich den Bänken nachging und den Kindern einen Buchstaben vorschrieb, besorgte Grete ihre Eintrittsvisite. Plötzlich höre ich einen Schrei und darauf lautes Weinen. Grete hatte einem kleinen Buben ein Büschel Haare ausgerissen. Um es tun zu können, mußte sie ihren Platz verlassen, um das Lehrerpult herum und auf die andere Seite der Bankreihe gehen. Und das tat sie so blitzschnell, daß sie, schon wieder

an ihrem Platze saß, als ich dorthin kam. „Lehrerin, die Grete!" riefen die Kinder.

„Aber, Grete! Was hast du getan?"

Zwei dunkle, zornfunkelnde Augen blickten zu mir auf. „Den dort," — sie zeigte mit dem Finger nach ihm, was nicht nötig gewesen wäre, da der Kleine schmerzlich schluchzte, „den habe ich nun einmal bekommen. Der hat mich ausgelacht, und als ich ihm nachlief, war er davon und lachte noch lauter. Jetzt hat er's."

Die blonden Bubenhaare lagen auf dem Pult vor dem gewalttätigen Mädchen. Von Scham oder Reue nicht die geringste Spur.

Nach der Schule behielt ich Grete zurück und redete ihr zu, sah jedoch wohl, daß ich mich an ein verschlossenes Herz wende. Als ich von ihr das Versprechen verlangte, den kleinen Karl, der sie gewiß nie mehr auslache, künftig in Ruhe zu lassen, sagte sie: „Vielleicht! Ich kann das noch nicht sagen." Und lachender Miene verließ sie das Schulzimmer. Das war der Anfang.

Grete wurde in vollstem Sinne des Wortes ein Schulkreuz. An keine Disziplin wollte sie sich gewöhnen. Gehorchen, das war ihr unmöglich. War ein Gebot oder Verbot gegeben, so wußte ich zum voraus, daß Grete allein das Gegenteil mache, und ich täuschte mich nicht.

Als ich z. B. zur Zeit der Kirschenreife den Kindern verbot, Kirschen für die Pause mitzunehmen und ihnen die Gründe hiefür klarlegte, da begriffen sie es alle, nur Grete nicht. Am Nachmittag kam Schulbesuch, eine Kollegin, die streng auf gute Disziplin hielt. Grete saß jetzt allein in einer Zweierbank etwas abseits an der Wand. Ich konnte die andern Kinder nicht erreichbarer Nähe zu ihr setzen; denn sie ließ keines in Ruhe. Auch in Anwesenheit des Schulbesuches nahm sie sich nicht im geringsten zusammen, fuhr auf ihrer Bank hin und her, öffnete das Pult, lachte den Gespanen zu. Die Kollegin wurde bald auf das Kind aufmerksam und fragte mich leise, was ich da für einen Zögling habe. Während ich ihr kurzen Bescheid gab, merkte ich, daß Grete etwas vorn über die Bank auf den Boden hinwarf. Was war's? Kirschensteine. Und in ihrem Pult lag eine Düte, mit Kirschen zur Hälfte gefüllt und des Mädchens Hände zeigten Flecken von frischem Kirschensaft. Auf dem Boden aber lagen schon über ein Dutzend Steine.

Ich nahm die Kirschen, legte sie auf mein Pult und sagte: Grete, bleib nach der Schule noch zurück."

„Ja, ja, die Kirschen will ich dann wieder," sagte sie ganz gemütlich. „Die hat mir die Patin gegeben und sie hätte es nicht gern, wenn ich sie nicht selber essen täte."

„Wenn diese Schülerin die meine wäre, die wollte ich anders hobeln," meinte die Kollegin, als sie sich verabschiedete. „O, das wäre schön von dir", erwiederte ich, „wenn du mir die Grete auf einige Wochen abnehmen und nachher gehobelt zurückbringen würdest; aber erst solltest du einmal da sein und sehen, wie sie sich zu Tadel und Strafe verhält!"

Grete war ein doppelt, ja dreifach armes Kind, vielleicht erblich belastet, zudem von der Mutter verkehrt erzogen und außer der Schule viel sich allein überlassen. Trotz aller ihrer Unarten mußte man sie doch wieder lieb haben und in Anbetracht genannter Verhältnisse bemitleiden. Es war bei ihrer schlimmen Veranlagung doch noch ein guter Kern in ihr, der hin und wieder, aber leider nur auf Augenblicke zum Vorschein kam. Sie konnte etwa, wenn ich sagte: Grete sei brav! Mach deinem Schutzengel Freude," sich ermannen und antworten: „Ja, jetzt will ich!" Aber nach einer Minute schon wollte sie nicht mehr.

Am unbegreiflichsten verhielt sie sich bei der Strafe, die doch auch bisweilen angewendet werden mußte. Entweder schrie sie so entsetzlich laut, daß man es weithin hörte, oder sie lachte. Einst als ich sagte: Grete, jetzt muß ich dir einmal die Rute geben, da stand sie gleich hin, streckte die Hände flach aus und sagte: „Aber fest!" Und nachher: „Das hat mir nichts getan!" Ein zweites Mal, als ich wieder zur Rute greifen mußte, um das Mädchen zu bändigen, fing es sofort mit seinem Geheul an. Einmal es war an meinem Namenstag, war Grete doch brav. Als es am Morgen ins Schulzimmer trat, rief es: „Heute tu ich recht, der Lehrerin zum Namenstag." Und sie hielt aus, saß den ganzen Tag ruhig, war aufmerksam und machte mir Freude.

Als ich aber am Abend sagte: „Gelt, Grete, heute war's schön?" Da schüttelte es den Kopf. Und am andern Morgen sprach es: „Heute ist gottlob der Namenstag vorbei." —

Bald kam Grete dann in eine Anstalt und war dort unter beständiger Aufsicht.

Und heute! — Grete ist eine fleißige Frau und führt ihren Haushalt gut. Wenn sie mir begegnet, lacht sie mit dem ganzen Gesicht, und wir beide denken vergangener Zeiten. P.

Mein Sorgenkind.

Er war ein kleiner verwachsener Bube, mein Laurenz. Zwei Jahre durfte ich ihn unter meinen Schülern in der vordersten Bank sitzen sehen. Und beinahe zwei Jahre ist es gegangen bis es mir gelang, sein kleines feines Seelchen aufzudecken. — Ja, er hatte ein feines Seelchen, der rauhe Bub; denn rauh war sein äußeres Wesen, rauh war seine Stimme und rauh, grob fast, waren

seine Antworten auf meine teilnehmenden Fragen. Aber eigentümlich, ich ahnte es immer, daß hinter diesen Rauheiten etwas unendlich Weiches und Zartes schlummern mußte — und nur des Erwachens harrte. Wenn es mir gelingen würde, je einmal gelingen würde, dies wundersam Feine, das still in dieser kleinen Seele verborgen lag, aufzudecken? — Oder ob ich mich täuschte, ob der Frühreif über seinem jungen Leben, auch alles Inwendige geknickt hätte?

Es war ein stiller Abend, als ich einsam meinen Weg ging, durch leuchtende Blumenpracht. Bei einer kleinen Bank mußte ich rasten, um in Muße all die Schönheit der Natur hinein zu trinken in meine dürstende Seele. — Schon wollte ich mich erheben, da erblickte ich zu meinen Füßen eine kleine, unscheinbare Hütte; davor lag ein großer Holzhaufen. Mühsam und in großer Hast sah ich ein Kind eine „Zaine" um die andere mit Holz füllen und in die Scheune tragen. Es war mein kleiner Krüppel Laurenz. Doch der ahnte nichts, daß er beobachtet würde, und arbeitete emsig weiter, hin und wieder die herabrinnenden Schweißtropfen mit dem Aermel abwischend. — Und dann hörte ich von innen aus der Scheune eine rohe Männerstimme, die den Kleinen anfuhr, wenn er seine kurzen Aermchen nicht schnell genug regen konnte. Und jetzt fiel mir auch ein, wie mir einmal ein Mitschüler von Laurenz sagte: Wissen Sie, Fräulein, daheim sind sie nur immer grob mit ihm — und seine Mutter ist tot." — Später auf dem Heimweg traf ich mein Sorgenkind wieder. Im Arm trug es sein Kätzchen, und die zärtlichsten Kosenamen, die gab es ihm. Immer und immer wieder nannte er es sein „Büseli" und das Streicheln wollte kein Ende nehmen. Darin lag die ganze Liebe seines verstoßenen Herzleins, das Feine in seiner Seele suchte sich einen Ausweg, und er war so glücklich, daß er etwas lieb haben durfte, etwas, das ihm nichts zu leide tat.

Nun wußte ich wieder, daß es Kinder gibt, die noch viel ärmer sind als jene, die kein Brot haben... Eines Kinderherzens Hunger nach ein wenig verstehender Liebe kann oft so verborgen und darum so tief sein — und es liegt eine Verantwortung darin für uns Erzieherinnen, wenn wir diese flehenden Kinderaugen nicht verstehen wollten. Sie haben ein doppeltes Anrecht auf die Güte unserer Seele — auf eine reine reiche Güte....

Valeria.

Vereinsnachrichten.

Jubiläumsversammlung der Sektion St. Gallen. Eine außerordentlich große Zahl von Kolleginnen war von nah und fern herbeigeeilt, um am Jubiläum des 25jährigen Bestehens ihre Liebe und Treue zur Sektion zu bekunden. Und der Hauptanziehungspunkt für alle, die am Missionskurs gewesen waren oder davon erzählen gehört hatten, war das Referat von Hochw. Herrn Dr. Schütz, der zu uns über „die Bedeutung der christlichen Frau für die Heidenwelt" sprechen wollte. Schon das warme Begrüßungswort unserer lb. Präsidentin mit Rückblick, Ausblick und Einblick war ein Genuß, nachdem uns das herrliche Eröffnungslied „Näher, mein Gott, zu dir" in die rechte Stimmung gebracht hatte. Und was uns der hochw. Herr Referent zu erzählen, zu raten und zu zeigen hatte, fesselte alle ungemein. Im ersten Teil schilderte er uns so lebenswarm und mitleiderregend — der hochw. Herr hat selbst als Missionär reiche Erfahrungen gesammelt — das schwere und niedere Los der Frau in den Heidenländern. Im zweiten Teil nannte er uns die Mittel, durch welche die christliche Frau ihren armen Schwestern helfen kann. Almosen, Gebet und Missionsarbeit in der Heimat sind wichtige Hilfsmittel, doch der beste Dienst, für Gott Seelen zu gewinnen, ist die persönliche Hingabe im Missionsberuf. Die Bedeutung der Missionsschwester durch ihr Beispiel, ihre Worte und Taten ist sehr groß, doch die Zukunftsaufgabe muß sein, die Zahl zu vermehren und Laienschwestern heranzubilden. Die Sammlung von Gewändern zeigte uns die farbenprächtige Mode der heidnischen Frau und die Stickereien zeugen vom Kunstsinn und Fleiß der Männer. Auch der gemütliche Teil war im Rahmen des Referates gehalten. Ein kleines Theaterstück: „Die Reiche vor der Himmelstür", ein Reigen mit dem strammen Wumbalied und ein Lied zum hl. Franz Xaver vertieften den hehren Missionsgedanken. Im Schlußwort erfreute uns der hochw. Herr Ehrenpräses Prof. Dr. Senti mit einer formschönen und gedankentiefen Ausführung über die Menschenwürde und gab uns einige herrliche Gedanken für unser Berufsideal mit auf den Weg. Nach der fruchtbaren Tagung eilten 50 Teilnehmerinnen in die Einsamkeit der Exerzitien, um noch mehr Begeisterung und Opfersinn für Beruf und Innenleben zu holen.

Totenglöcklein.

Wir machen hiemit die schmerzliche Mitteilung vom Hinschiede unserer lieben Maria Maggi von Caneggio, Mitglied der Sektion Tessin. Sie starb am 18. September im Alter von 62 Jahren.

Wir empfehlen die Seele der Verstorbenen dem Gebet der Kolleginnen. S. G.

Je höher eine Frau steht, desto mehr soll sie durch Einfachheit der Kleidung ein gutes Beispiel geben. Es ist ein untrügliches Zeichen der Kleinheit, wenn man zum Aufwande seine Zuflucht nimmt, um etwas zu scheinen, da man doch nur sich selbst nötig hätte, um etwas zu sein.

Sambuga, Erzieherin der Kaiserin Karolina Augusta.

9. Jahrgang. Nr. 12. 13. Dezember 1923.

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Lehrerin, Ruswil (Kt. Luzern)

Inhalt: Mit den Engeln dem hl. Weihnachtsfest entgegen. — Das Ehrenplätzchen. — Schule und Liturgie. — Es gibt Menschen wie die Blumen. — Vereinsnachrichten.

Mit den Engeln dem hl. Weihnachtsfest entgegen.

Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden. Das war der Freudengesang der hl. Engel über Bethlehems Fluren. Und warum freuten sie sich denn? — Wurde etwa durch die Geburt des Erlösers ihre Seligkeit und Himmelswonne vermehrt? — Nein! Sie freuten sich mit den Menschen und für die Menschen, daß Gottes Liebe und Erbarmen dem gefallenen Volke so herrlich und reichlich zuteil werden sollte. Das ist ja den Engeln eigen, daß sie teilnehmen an unserm Glück und Leid und Gott die Ehre geben. Und das sei auch der Charakterzug der christlichen Lehrerin: die Teilnahme am Leid und an der Freude der Mitmenschen, besonders aber der Kinder. Sie übt sie ganz besonders, wenn der hl. Abend naht. Sie weiß die Tränen des Kummers und der Not in Freudentränen zu verwandeln. Und je mehr Freude und Trost sie spendet, sei es in geistiger oder materieller Weise, desto glückseliger wird sie Weihnacht feiern, desto freudiger mit den Engeln das Gloria singen. Engeldienst macht sich aber nur dann seines Namens wert, wenn er Gott zu Ehren geleistet wird. Darum in allem: Ehre sei Gott in der Höhe! Mit den lb. Engeln jubeln, danken, beten und wie sie mitfühlen — sich mitfreuen! Das heißt, selber glücklich sein. Geb Gott es uns allen!

Das Ehrenplätzchen.

In meinem Lehrerinnenpult, da gibt's ein Ehrenplätzchen. An dem Ehrenplätzchen liegt ein kleines, unansehnliches Brieschen. Eine ungeübte Kinderhand hat mit schlechter Schrift und mangelhafter Orthographie in wenigen schmucklosen Sätzen niedergeschrieben, was eine reine fromme, dankbare Kinderseele ihr diktierte. Und jedesmal, wenn ich das Brieflein lese, zaubert es mir Sonnenschein ins Auge und frohe Kinderliebe ins Herz hinein. Wie hat sich nur dies Brieflein sein Ehrenplätzchen erobert?

Es war am Tage vor Weihnachten des Jahres 1910. Nichts ahnend wollte ich morgens wie gewöhnlich mein Schulzimmer betreten. Mit dem Schlüssel hatte ich aufgeschlossen wie immer. Da — dunkel ist's im Zimmer; „Stille Nacht, heilige Nacht“ tönt's an mein Ohr. Wie gebannt stehe ich vor meiner singenden Klasse. In ihrer Mitte prangt in bescheidenem Lichterglanz ein Christbäumlein. Darunter liegen eine Menge Gaben, lauter kleine, nützliche Dinge von Kinderhand gefertigt: Tintenwischer, Blumenkörbchen, Tellerunterlagen etc. etc. Und der Hauptstolz der Kleinen: „Wir haben alles selbst erdacht, selbst gemacht, selbst zusammengespart.“ Das war natürlich auch für mich die Hauptfreude. — Am Morgen wurde dann stramm gearbeitet; am Nachmittag aber haben wir unvergeßlich schöne Stunden miteinander verlebt, meine Fünftkläßler und ich. Am Abend wurden unter dem frohen Jubel der Klasse die Geschenklein verlost, das Bäumchen geplündert. Strahlenden Auges und freudigen Herzens wünschten wir uns nochmals recht schöne, gnadenvolle Weihnachten und dann zogen die Kinder heimwärts. Ich blieb allein zurück. Meine Sachen ordnend sandte ich ein stilles, inniges Dankgebet zum Himmel für den frohverlebten Tag und empfahl die Kinder alle der göttlichen Liebe. Es war meine erste Weihnacht als Lehrerin.

Mein Blick streifte nochmals das geplünderte Bäumchen. An einem ganz verbogenen Aestchen hing ja noch etwas. Ei, ein Zettelchen, ein Briefchen! Es war bisher unbeachtet geblieben. Darin hieß es wörtlich:*)

*) Satzstellung und Orthographie sind verbessert.

Liebe, gute Lehrerin!

Ich armes Waisenkind hab keine irdische Gabe, Ihnen zum Christkindlein zu geben, doch gebe ich Ihnen mein Liebstes, das ich habe, das ist meine heutige hl. Kommunion und hl. Messe, die ich dem lieben Gott für Sie aufgeopfert habe.

Ihre dankbare Schülerin N. S.

Die kleine Schreiberin war ein armes, schwachbegabtes Kind. Gar oft hatte ich es in meinem Jugendeifer ausgezankt, wenn statt jeder Antwort auf meine Fragen immer nur Tränen über seine bleichen Wangen rollten. Seit jenem Tage gibt's ein Ehrenplätzchen in meinem Pulte. Den Ehrenplatz in meinem Herzen aber habe ich diesem Waislein eingeräumt und mit ihm allen jenen armen, schwachbegabten Kindern, die von Natur und Schicksal und gar oft auch von den Menschen so stiefmütterlich behandelt werden. Mehr Sonnenschein und mehr innere Zufriedenheit und mehr aufrichtig frohe Dankbarkeit aber hat mir noch keine Liebe eingetragen als diese. Laetitia.

Schule und Liturgie.

Die Kirche hat Zeremonien, Gebräuche, Segnungen, Gewänder, Räucherungen usw. angeordnet, weil die menschliche Natur ohne diese äußerlichen Hilfsmittel sich nicht leicht zur Betrachtung und Erfassung übersinnlicher, göttlicher Dinge zu erheben vermag.

Die Liturgie lehrt den Gläubigen beten, hoffen, jubeln und trauern. Kein menschliches Wort kann so tief unser Herz erfassen, wie die einfachsten symbolischen Zeichen. Es kann nicht geleugnet werden, daß eine würdig begangene Liturgie eine wunderbare Gewalt auf das Menschenherz auszuüben imstande ist. „Durch die Liturgie strömt die Kirche ihr Leben aus u. braucht dazu Natur, Kultur u. Kunst."

Sie bezweckt ein tieferes Verständnis der Kirche und ihrer Aufgaben, um das religiöse Empfinden zu wecken. Durchs Sichtbare will sie die Liebe des Unsichtbaren entfachen.

Wenn viele die Erhabenheit und den tieferen Sinn der Liturgie verständen, sie würden nicht darüber lachen, sie verspotten und sie als blöde Formalität und eitlen Pomp betrachten. Ihr Verhalten beim Gottesdienste wäre ein anderes, besseres, weniger kaltes und weniger teilnahmsloses.

Man erkennt darum heutzutage mehr als je die Wichtigkeit, die Gläubigen in den Sinn der Liturgie und in das tiefere Verständnis der Zeremonien und kirchlichen Gebräuche einzuweihen. — Aus diesem Grunde geht man mit dem Gedanken um, liturgische Kurse abzuhalten. Einschlägige Zeitschriften bringen erläuternde Artikel über Liturgie und in Versammlungen werden dieses Thema beschlagende Referate gehalten.

Es ist darum gewiß eine heilige Pflicht der Schule, bei der Lösung dieser wichtigen Aufgabe nach Kräften mitzuwirken. Ja, sie soll der Erläuterung der Liturgie besondere Sorgfalt zuwenden, denn, wenn dem Kinde Herz und Auge für die Schönheit der Liturgie geöffnet werden, so wird für sein späteres religiöses Leben viel, ja recht viel gewonnen.

Die Tätigkeit der Schule kann sich aber auf diesem Gebiete nur in gewissen Rahmen bewegen; was darüber hinausgeht, ist Sache der priesterlichen Tätigkeit, z. B. durch den Kirchenzettel das Volk über das jeweilen einfallende Fest, seine Messe, seine Farbe aufzuklären, in der Predigt den Kontakt zwischen Altar und Sängerchor herzustellen u. a. Es gibt aber für die Schule noch genug Gelegenheit, hier orientierend und belehrend tätig zu sein, um die Kinder in die verschiedenen Zeremonien und Gebräuche, in den Sinn und die Bedeutung der symbolischen Handlungen einzuweihen.

Gelegenheit hiezu bieten uns die bibl. Geschichte (das Opfer des Abel, Noe, Abraham, Melchisedech, das Abendmahl, die Heilung von Kranken durch Zuhilfenahme äußerer Zeichen, das Verhalten Jesu beim Gebete), die kirchlichen Feste (Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Fronleichnam) die heiligen Festzeiten (Advent, Fasten- und Seelenzeit) und das ganze Kirchenjahr (Patrozinium, Schutzheilige: Barbara, Agatha, Wendelin usw.) — Es sollen auch die Kirchenfarben, die liturgischen Geräte (Kreuz, Fahne, Kreuzweg, Altar, Traghimmel u. a.) u. die lit. Orte (Kirche, Kapelle, Friedhof) in den Bereich der liturgischen Erörterungen gezogen werden. Man vergesse nicht, ihre symbolische Bedeutung hervorzuheben.

Der Mittelpunkt aller liturgischen Besprechungen sei dem hl. Meßopfer gewidmet. Natürlich müßte ein kleiner Teil der Religionsstunde für diese Erläuterungen verwendet werden.

Mit bloßer Theorie ist aber der Sache nicht gedient. Das Wissen allein tut's nicht, wenn das Herz leer ausgeht, und wenn die religiösen Gefühle nicht geweckt werden. Der liturgische Unterricht soll den Schüler in das Verständnis unserer hl. Religionswahrheiten einführen und vertiefen und ihm die Anweisung geben, die Grundgedanken der Liturgie ins praktische Leben zu übertragen. „Es ist Pflicht eines jeden Katholiken, an der Liturgie freudigen Anteil zu nehmen. Umso mehr ist es Pflicht des Lehrers, sich selbst darin zu unterrichten und durch sein Beispiel und sein Benehmen zu zeigen, daß er an der Liturgie ein reges Interesse hat." (Roloff.)

Die liturgischen Unterweisungen sollen frühzeitig beginnen. Schon den Erstkläßlern kann man beibringen, von was die Hostien gemacht sind, was bei der hl. Wandlung damit geschieht, warum diese nur in vergoldeten Kelchen aufbewahrt werden, was bei der hl. Kommunion empfangen wird, wo die hl. Hostien aufbewahrt werden, warum das ewige Licht vor dem Tabernakel brennt, warum man die Kniebeugung macht, warum man niederkniet, wenn ein Geistlicher mit dem hochwürdigsten Gut uns begegnet, was man dabei spricht, warum man an die Brust klopft, warum man Weihwasser nimmt, warum man in der Kirche nicht schwatzen darf, wer Messe lesen kann, was dabei geschieht, wo der Taufstein ist, wer getauft wird, warum die Menschen getauft werden, usw.

Es wurde schon oben darauf hingewiesen, daß, wo sich passende Anknüpfungspunkte bieten, liturgische Erläuterungen oft an die bibl. Geschichte angeschlossen werden können. Hiezu ein Beispiel. Kain und Abel. „Einst brachten beide dem Herrn ein Opfer dar. Abel opferte von seinen schönsten Tieren, Kain von seinen Feldfrüchten." Was opferte Abel, was Kain? Was opfern die Leute bei Beerdigungen? Was sollte Abraham opfern? Was opferten Joseph und Maria? Wem opfern die Heiden? Wem opferten Abel? Kain? Welches ist das Gott wohlgefälligste Opfer? Was und wem wird im hl. Meßopfer geopfert? Wie heißt der erste Teil der hl. Messe? Wie heißen die andern zwei Hauptteile? Wie heißt eine Messe, die für Verstorbene gelesen wird? Welche Farbe trägt das priesterl. Meßgewand bei Seelenmessen?

Reichlichen Stoff, die Schüler ins liturgische Gebiet einzuführen, bieten die höchsten Feste des Kirchenjahres.

Nehmen wir als Beispiel das hl. Weihnachtsfest. Lehrer: Welches sind die höchsten kirchlichen Feste? Warum ist Weihnachten ein so hohes Fest? Warum wird dieser Tag so feierlich begangen? Warum werden heute drei heilige Messen gelesen? Warum wird die erste heilige Messe um Mitternacht gehalten? Warum wird die andere Messe bei der Morgenröte, die dritte erst am hellen Tage gelesen? An diesem Tage ist ein levitiertes Hochamt, es wird Weihrauch gebraucht, das Orchester spielt. Warum wohl das? Es wird das Evangelium verlesen, wie der Kaiser Augustus den Befehl gegeben hat, alle Einwohner seines Reiches aufzuschreiben. Warum hat er das getan? (Anordnung Gottes.) Warum trägt der Priester an diesem Tage ein weißes Meßgewand? Paßt dann zu Weihnachten beim Gottesdienst schön auf. Ihr werdet dann hören, daß am Anfange des hl. Amtes auf der Orgel gesungen wird: „Puer natus est nobis" (Ein Knabe ist uns geboren). Was ist das für ein Knabe? Ihr höret ferner, daß der Priester das Gloria wieder anstimmt. Wurde es an den Sonntagen der Adventszeit auch gesungen? Warum nicht? (Solche und ähnliche Fragen gehören auf die Oberstufe.) Was für Weihnachtslieder kennt ihr? Was heißt das: „Das Wort ist Fleisch geworden?" Aus maßloser Liebe zu uns Menschen ertrug das liebe Jesuskind die Gefühllosigkeit der Menschen, die rauhe Jahreszeit, den ungastlichen Stall, die harte Krippe, die Verlassenheit, die Gesellschaft unvernünftiger Tiere, Peinen und Entbehrungen. So handelte Jesus für mich und dich und für uns alle. Was gebe ich ihm dafür?

In ähnlicher Weise sollen auch die Festzeiten an die Reihe kommen. Wir wählen als Beispiel die hl. Fastenzeit. Lehrer: Wie lange dauert die Fastenzeit? Wer hat auch vierzig Tage gefastet? Warum werden die Altäre ihres Schmuckes entkleidet, warum verstummen die frohen Gesänge, warum wird die Stationenandacht mehr als sonst gebetet, warum trägt der Priester an den Fastensonntagen ein violettes Meßgewand, warum verstummen die Alleluia beim Gottesdienst, warum wird das Gloria nicht mehr gesungen usw.? Wozu ermahnt uns die Fastenzeit? Welche Zeit folgt nachher?

Die einfallenden wichtigern Heiligenfeste einer Gemeinde rufen einer vorausgehenden liturgischen Besprechung, wobei in ein paar Sätzen auf das Leben dieser Heiligen eingetreten werden kann, z. B.: Morgen feiern wir das Fest des hl. Maurizius. Er war Hauptmann der thäbeischen Legion im Kanton Wallis und erlitt ums Jahr 300 zu St. Moritz den Märtyrertod.

Eine liturgische Einführung in gedrängter Kürze soll denjenigen Fest- oder gewöhnlichen Feiertagen vorausgehen, die sich durch ein besonderes Gepräge, durch spezielle Zeremonien, Segnungen oder Weihen auszeichnen. Für Lichtmeß kommt also in Betracht, warum man an diesem Tage Kerzen weiht und warum diese beim Gottesdienste gebraucht werden; für den Aschermittwoch, warum das Haupt der Gläubigen mit Asche bestreut wird und welche Zeit des Kirchenjahres beginnt, für das Fronleichnamsfest, was die Fahnen, der Traghimmel zu bedeuten haben, warum man Prozessionen abhält, wie man sich dabei zu verhalten hat usw.

Es muß hier noch der Gemälde in der Kirche gedacht werden, weil viele davon in gewissem Sinne mit der Liturgie in Beziehung stehen. Also mit den Schülern hingehen, sie an Ort und Stelle besehen und deren Sinn und Bedeutung erklären.

Es braucht aber, um den liturgischen Unterricht in der Schule fruchtbringend zu gestalten, viel Studium und viel Selbstunterricht in diesen Dingen und dazu eine gewisse Würde und ein heiliger Ernst beim Vortrag. —ss.—

Es gibt Menschen wie die Blumen.

Ein Erlebnis auf der Straße von Sr. F....s.

„O, es gibt Menschen, wie die Blumen,
Und Blumen wie ein Menschenkind,
Verborgen stehn sie da und wissen
Es selber nicht, wie schön sie sind."

Auf unserm Mittagsspaziergang kamen wir jüngst zu der hellen Straße, die am See von Hertenstein nach Weggis führt. Frühjahrlich zog es um die Stirne der Zöglinge, um ihre glänzenden Haare. Jede Seele trug das Sonntagskleid, und der See war ganz verklärt, weil die Sonne bei ihm war. Dort kam uns ein Mädchen nach. Es ging in die Schule.

„Guten Tag, Marili!"

Alle kleinen Mädchen, deren Name mir unbekannt ist, die werden so von mir gegrüßt.

„Ich heiße nicht Marili. Ich heiße Elise. Die Mutter sel. nannte mich aber immer Liseli."

Und das Liseli gab mir die linke Hand zum Gruße, denn in der Rechten trug es den Frühling, blaue und weiße Veilchen, die ersten und schönsten, die es gab. Es ging zu meiner Rechten am See. Die Veilchen dufteten fein herüber. In jedem Blütenkelch lag eine Freude, wie ein kleines Opalchen.

„Liseli, woher hast du die schönen Blumen?"

„Diese habe ich selbst gepflückt, fast eine halbe Stunde lang."

Und sie ließ mich an der blauen und weißen Herrlichkeit riechen. Liseli kam näher. Es war bereits mitten auf der Straße und bald gingen wir beide gegen alle — Institutsvorschriften Hand in Hand hinter den anderen einher.

Niemand jedoch nahm Anstoß daran. Am andern Ufer saß der ernste Bürgenstock und über seine dunklen Schultern sah nur das Stanserhorn alabasterweiß in blaue Fernen.

Da hätte ich gerne wissen mögen, wem wohl das Liseli seine Veilchen verschenke. Endlich fragte ich mit fast ehrfürchtiger Scheu:

„Liseli, wer bekommt denn deine Blumen?"

Da schaute mich das Liseli groß an, mit Augen wie seine Blumen und eine Stimme klang hell, wie das kleine Aveglöcklein von der nahen Kapelle:

„Der Lehrer. Ich habe ihm schon einmal Blumen gebracht."

„So, und warum denn dem Lehrer?"

Da taten sich die Veilchenaugen noch mehr auf, bis die — Seele hervorkam — Liselis Seele — ein Lilienblatt.

„Damit er Freude hat."

Wie dankbar ist doch ein Kind!

„Was sagt er dann?"

„Er hat nichts gesagt."

Und das Liseli hielt das Buch über die Blumen, damit sie nichts von ihrer Frische verlieren.

„Aber, woran merkst du, daß er Freude hat . ."

Das Liseli schaute mich ein bißchen schräg an und hielt mich in diesem Moment wohl für ziemlich dickhäutig.

„Er lächelte und stellte sie in ein Glas, mitten auf das Pult. Und als die Buben böse waren in der Rechnungsstunde, da schaute er die Blumen an und hatte wieder Freude."

Wie zart fühlt doch ein Kind, eine unschuldige Seele! Die Kleine machte mir alles vor. Die Veilchenaugen strahlten wie die Sonne am Schöpfungsmorgen, verklärt, fleckenlos. Das Lilienblatt schimmerte noch heller, wunderzart aus der schlichten Gestalt. Und die Sonne, die Frühlingssonne vergaß den See und legte ihren Strahlenfinger segnend auf Liselis Blondhaar im Namen der fernen Mutter sel.

Wir mußten umkehren. Das Liseli zog in die Schule. Beim Eichenbaum vor der „Trotte" nahmen wir Abschied. Es gab mir zum Andenken zwei Veilchen, ein blaues und ein weißes.

„Liseli, heute teilst du viele Freuden aus."

Das Liseli lächelte und hatte auch Freude. Dann eilte es davon, das kleine, schlichte Liseli, reich durch sein dankbares Herzchen, so sonnig durch seine Gabe, Freude zu machen. Meine Gedanken begleiteten das Kind und vor meinem geistigen Auge lag ein lieblich' Bild: eine heimelige Schulstube, — Veilchen im Glase auf des Lehrers Pult, — ein Lilienblatt. —

„O, es gibt Menschen wie die Blumen,
So wundersam, so rein und licht.
Der Erde Kinder gehn vorüber
Doch ihren Glanz verstehn sie nicht."

Vereinsnachrichten.

Sektion Zug. Unsere Versammlung vom 10. Nov. gestaltete sich zu einem schönen Feste, feierten wir doch das 25. Lehr-Jubiläum unserer Sektionspräsidentin Frl. C. Bontobel. Der hochw. Hr. Prälat F. Weiß u. die Zentralpräsidentin, Frl. M. Keiser, gaben uns die Ehre ihres Besuches. Beide sprachen sich anerkennend aus über das bisherige, segensreiche Wirken der einfachen, bescheidenen und immer mit mutigem Beispiel uns allen voranschreitenden Jubilarin.

Ernste und humoristische Vorträge, gesangliche und musikalische Darbietungen wechselten einander ab und lösten in den Herzen aller eine frohe Stimmung aus. Ein „dreifach Hoch der Jubilarin!" erscholl aus aufrichtigen, freudigen Kehlen. Als wir nach einem flotten Festzobig aufbrachen, strahlte aus aller Augen neue Schaffensfreude und erhöhte Liebe zum schönen Beruf.